

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur

Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung

Band: - (1993)

Heft: 4

Artikel: Die Herrnhuter in Graubünden : Streit um die kirchliche Erneuerung im 18. Jahrhundert

Autor: Finze-Michaelsen, Holger

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Holger Finze-Michaelsen

Die Herrnhuter in Graubünden – Streit um die kirchliche Erneuerung im 18. Jahrhundert

Ich «ging darauf nach Filisur» zur Synode und trat in die Kirche ein. «Es verdross mich, wie mich gleich alles angaffte und die Köpfe zusammenstiess; denn einen Fremden zu sehen, ist ihnen was sehr rares.» Von den Verhandlungen «konte ich aber nicht viel verstehen wegen des Geräusches [der Teilnehmer], denn so ordentlich ist [ein] Synodus Rhaeticus nicht wie [ein] Synodus Fratrum». ¹ Die Synodalen «sehen aus und handeln meistentheils wie die Gassenbuben, am besten wie wilde Gymnasiasten, die zum erstenmal den Degen anstecken dürfen, rauchen, sauffen und singen dabey geistliche Lieder aus dem Zürcher Musicanten Bachofen ² (dessen Melodien sich besser auf den Keller als in die Kirche schicken), [so laut,] dass mir die Ohren gegellt haben.»

Dieses nicht gerade erhebende Bild von einer Bündner evangelischen Synode zeichnet im Jahre 1757 der Herrnhuter Sendbote, enge Mitarbeiter Zinzendorfs und spätere Grönlandmissionar *David Cranz* anlässlich seiner Reise durch Graubünden. Ebenfalls nicht gerade erhebend, jedoch recht erheblich ist der Streit gewesen, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den Bündner reformierten Kirchgemeinden, auf der Synode bis hin zu den politischen Instanzen der Drei Bünde ausbrach – ein Streit, der – wie man ohne Übertreibung sagen darf – in seiner Heftigkeit und Dauer einmalig in der Geschichte dieser Landeskirche ist. Das mag als Indiz dafür gelten, dass hier an zentrale Fragen gerührt wurde, an denen man nicht ungeschoren vorbeikam. Es ging um *die Erneuerung der Kirche*. Dass darüber gestritten werden muss, worin sie bestehen und wie sie geschehen könnte, lag damals und liegt auch heute auf der Hand. Ein kleines Dorf in der ostdeutschen Oberlausitz an der polnisch-tschechischen Grenze, etwa 800 km von hier entfernt, gab den damaligen Auseinandersetzungen in Graubünden den Namen: «*Herrnhuterstreit*». Dreissig Jahre lang wurde die evangelische Bevölkerung Graubündens durch diesen Streit in Atem gehalten, und die Auseinandersetzungen waren alles andere als eine Angelegenheit, die die Theologen unter sich ausfochten. Bauern, Handwerker, Landammänner, Zunftmeister und Angehörige der

Bündner Aristokratie waren ebenso darin verstrickt. Und die Sache, um die es damals ging, liegt bis heute nicht ad acta.

Herrnhut – beginnen wir mit diesem Dorf, dessen Name damals den einen als Zentrum sektiererischer Umtriebe, den anderen als hoffnungsvolles Zeichen der kirchlichen Erneuerung galt.

I. Zinzendorf und die Entstehung Herrnhuts

Am Anfang der Geschichte Herrnhuts standen Flüchtlinge aus Mähren. Nach dem Dreissigjährigen Krieg und dem Westfälischen Frieden (1648) war das Land rekatholisiert worden; für die hussitischen Protestanten der *Unitas fratrum*, der Brüder-Unität, begann eine Zeit der Bedängnis und Verfolgung. Zu Gottesdiensten konnten sie nur noch heimlich zusammenkommen, ihre Schriften wurden verboten und konfisziert; zahllose wurden als Widerspenstige ins Gefängnis geworfen. Wer Gelegenheit hatte und es übers Herz brachte, die angestammte Heimat zu verlassen, flüchtete über die Grenze in Richtung Westen auf protestantisches Territorium.

1722: Der mährische Zimmermann Christian David spricht bei einem gewissen Grafen Nikolaus Ludwig von Zinzendorf (1700–1760) vor, der kurz zuvor das Gut Berthelsdorf in der Oberlausitz nahe der mährischen Grenze erworben hatte, und berichtet ihm von der bedrängten Brüderkirche. Der Graf zeigt sich bewegt und teilnahmsvoll und erklärt: Geld habe er zwar keines, denn das sei alles beim Kauf von Berthelsdorf draufgegangen. Aber «wenn es ihnen gefällt, so mögen sie im Namen Gottes kommen und sich hier niederlassen»³; das Land wolle er ihnen dafür zur Verfügung stellen. Erfreut über diese Aussicht geht Christian David nach Mähren zurück, stellt eine Gruppe von zehn Personen zusammen und führt sie als «Asylantenschlepper» über die Grenze. Es wird ihnen ein Gelände am Fusse des Hutberges zugewiesen, etwa einen Kilometer von Berthelsdorf entfernt. Am 17. Juni 1722 wird der erste Baum zum Bau eines Hauses gefällt; im November wird es unter bedeutungsvoller Verlesung von Kapitel 21 der Offenbarung eingeweiht. Das ärmliche Haus gilt ihnen als ein Vorgesmack auf das «neue Jerusalem», wo die Tränen abgewischt, wo Leid, Geschrei und Schmerz abgetan sein werden und wo man sich nach vieler Bedrängnis endgültig in des Herrn Hut geborgen weiss. Daher auch der Name des neuen Anwesens; auf den nahen Hutberg wie auf die noch nähere göttliche Bewahrung anspielend heisst es von nun an *Herrnhut*.

Ein Zufluchtsort für die kirchlich Heimatlosen

Die Tatsache, dass fortan immer wieder kleine Gruppen mährischer Glaubensflüchtlinge dazustiessen, um Aufnahme baten, weitere

Häuser bauten – diese Tatsache allein hätte Herrnhut jedoch kaum zu dem gemacht, was es später wurde. Der Ort erhielt vielmehr, was von Zinzendorf selbst zunächst kaum beabsichtigt war, zahlreichen weiteren Zustrom von Zeitgenossen verschiedenster Provenienz, die kirchlich heimatlos geworden waren und kaum mit einem einzigen Begriff zu charakterisieren sind: Es waren Altpietisten, Mystiker, Erweckte und andere. Von Spener und den Halleschen Pietismus befruchtete Geister waren an der orthodoxen «ecclesia» irre geworden, und so manche wollten oder konnten nicht einmal mehr einer «ecclesiola» in solcher ecclesia angehören. Enttäuscht wandten sie sich von den geschichtlich gewachsenen und geprägten Territorialkirchen ab, gelangweilt von den trockenen, blutleeren Predigten auf der Kanzel, leidend unter der fehlenden brüderlichen Gemeinschaft unter den Christen. Damit erregten sie Anstoss bei den Obrigkeiten und den zunftmässigen Schriftgelehrten. Als Sektierer und Separatisten schikaniert, hörten sie von der Toleranz Zinzendorfs, und so baten ihn immer wieder welche, ob nicht auch sie sich in Herrnhut eine neue Bleibe einrichten dürften. So entstand eine höchst ungewöhnliche, schillernde und darum natürlich auch von aussen höchst argwöhnisch beäugte Gemeinde. Hier der alt-evangelische, bewährte und in Leben und Lehre strenge Charakter der mährischen Brüderkirche; dort Schwärmer, Separatisten, hocheifrige Frischbekehrte und busskämpfende Einsiedler – beide auf engstem Raum zusammenlebend.

Das *konnte* nicht lange gut gehen und *ging* auch nicht gut. Nach fünf Jahren – Herrnhut zählte immerhin schon 300 Einwohner – spitzten sich die Konflikte derart zu, dass Zinzendorf (der Justizrat am Dresdner Hofe August des Starken) sich vor der schwierigen Aufgabe sah, vermittelnd einschreiten zu müssen. Er verlegte seinen ständigen Wohnsitz nach Berthelsdorf und machte von seinem Recht als Landesherr Gebrauch, eine taugliche Ordnung in konfessionellen, politischen wie sozialen Belangen aufzustellen. Die sog. «Herrschaftlichen Gebote und Verbote»⁴ vom 12. Mai 1727 regelten zunächst das Zusammenleben und die Ordnung Herrnhuts nach innen und aussen bis hin zum Verbot, den Mist vom Stall aus auf die Strasse zu werfen. Tanz, Bier, Spiel und Festgelage waren verboten; Marktschreier, Quacksalber und Tanzbärenführer hatten keinen Zutritt; jeder sollte arbeiten und sein eigenes Brot essen. Für uns hier wichtiger ist der gleichzeitig ergangene sog. «Brüderliche Verein und Willkür»⁵, ein 42 Punkte umfassendes Statut, das von jedem Bewohner per Unterschrift anzuerkennen war. Darin hiess es bedeutungsvoll und richtungsweisend für die Zukunft: «Herrnhut . . . soll in beständiger Liebe mit allen Brüdern und Kindern Gottes in allen Religionen [= Kirchen] stehen, kein Beurteilen, Zanken oder etwas Ungebührliches gegen Andersgesinnte vornehmen . . . Ein jeder soll sich befleissigen, den rechten ge-

meinschaftlichen Grund der lebendigen Lehre zu fassen, darauf wir gebaut sind . . . Niemand aber ist hier zu bleiben genötigt.» Dass diese neue Ordnung kein nur landesherrlicher Akt war, zeigt die Tatsache, dass man am 13. August 1727 geschlossen zum Abendmahl nach Berthelsdorf hinauszog und damit seinen festen Willen zur geistlichen Einheit bekundete. Dieses Abendmahl gilt als die eigentliche Geburtsstunde Herrnhuts, der Brüdergemeine oder der «erneuerten Unitas fratrum» (denn deren Rechtsnachfolgerin wurde Herrnhut) und wird des

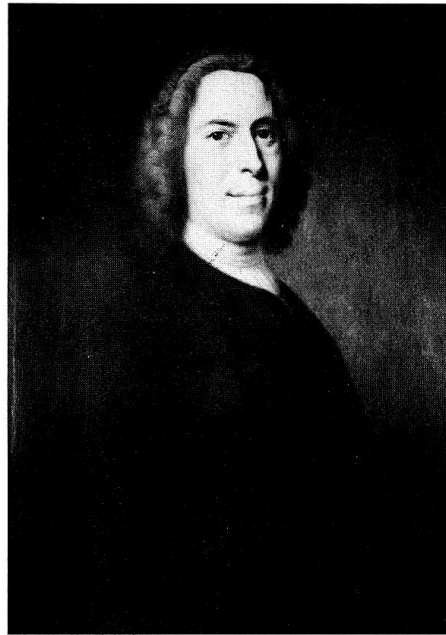


Abb. 1:
Nikolaus Ludwig
Reichsgraf von
Zinzendorf
(1700–1760),
Wegbereiter der
Herrnhuter
Brüdergemeine
(Ölgemälde
von Balthasar
Denner).

halb auch Jahr für Jahr unter dem 13. August im Losungsbüchlein entsprechend hervorgehoben. Die «Republik Gottes zu Herrnhut» (so die Bezeichnung in der Gemeinordnung von 1728) erhielt nun ihr charakteristisches Gepräge als geregelte Lebens-, Arbeits- und Glaubensgemeinschaft. Sie wurde quasi «Konventikel in Dorfgrösse» und blieb als solches Bestandteil der lutherischen Gemeinde Berthelsdorf.

Zinzendorf war darauf bedacht, schnurstracks an allen Konfessionsstreitigkeiten der Orthodoxie vorbei, auf den Kern des Evangeliums zu bauen: die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben an das Kreuz Christi. Und diese Konzentration auf das Elementare, um nicht zu sagen: diese unvergleichliche Christozentrik hat die Brüdergemeine von ihren Anfängen an geprägt und ist zu so etwas wie ihrem «Markenzeichen» geworden. Die konfessionelle Frage konnte getrost zurücktreten vor der *einen* entscheidenden Frage, ob es des Einzelnen «ganzer Ernst sei, die Sünde, die Christus gebüsst, wegnehmen zu lassen» (Brüderlicher Verein 1727).⁶ So konnte Zinzendorf sagen: «Einen anderen Grund als Jesus Christus, den Sohn des lebendigen Gottes, weiss ich nicht. Ich kann mich aber mit allen, die darauf, obgleich unterschiedlich, bauen, wohl vertragen.»⁷ Ja, er konnte ungeachtet der dicken Folianten der gelehrten orthodoxen Welt und der weitausholenden theologischen Systeme seiner Zeit ohne mit der Wimper zu zucken erklären: «Wir glauben, dass die ganze Theologie, mit der wir vor allen heiligen Engeln bestehen können, ohne uns zu schämen, auf ein Oktavblatt mit grossen Buchstaben geschrieben werden kann.»⁸ Und wer ein bisschen Zinzendorf gelesen hat, der ahnt, was auf diesem Oktavblatt gestanden haben müsste: etwas vom

«Lamm», wie es das Unitätseblem bis heute zeigt, etwas über sein «Blut und Wunden». Ein Oktavblatt freilich, dass eine für die damalige Zeit unglaubliche oekumenische Weite ermöglichte und den Grund legte zur geistlich-gottesdienstlichen Gemeinschaft von Mährischen Brüdern, Lutheranern, Reformierten, ja sogar einigen Katholiken – eine Gemeinschaft freilich auch, die in kein kirchliches Schema passte und den Argwohn weiter theologischer Kreise erregte, allen voran bei den Lutheranern, aber dann auch bei den Reformierten bis hin nach Graubünden.

«Die Pietisten gehen zu Fuss, wir reiten zu Pferd!»

Eines konnten jedoch auch die theologischen Gegner nicht übersehen: In Herrnhut war es gelungen, den separatistischen Pietismus wieder an die Institution Kirche zu binden. Über die erbauliche Gemeinschaft mit ihren täglichen Zusammenkünften hinaus war hier eine Lebensgemeinschaft entstanden, wo sich die vielbeschworene Bruderliebe im Alltag zu bewähren hatte: In Handel und Wandel, im Berufsethos der zahlreichen Handwerker, in der Errichtung des Schulwesens für die Gemeinkinder, in der Zurechtweisung derer, die dem Geist Herrnhuts zuwider lebten, in der Zuteilung verschiedener Leitungs- und Betreuungsämter vom Gemeinältesten bis hin zum Krankenpfleger. Mit einer bestechenden christozentrischen Einfalt war man auch im Arbeitsethos bestrebt, sich an den Zimmermannssohn Jesus zu halten. In der «Wundenlitanei» von 1747, einer im Wechsel gesprochenen Liturgie für den Gottesdienst, wird Christus für «Seine Handwerks-Treue» gelobt und gebetet: «Mach uns treu in unserm Theil!»⁹ Zinzendorf: «Den Saal kehren, den Platz pflastern . . ., ein Buch schreiben, Briefe auf die Post tragen, ein Kleid zuschneiden . . ., Segel anbinden, das Schiff wenden helfen» – es kann einem Menschen überall «himmlisch wohl dabey seyn, wenn er treu ist in seinem Theil» wie Jesus in seiner «Handwerks-Treue». Dem Feuerwächter beispielsweise müsse sein Amt so wichtig sein, «als ob er die Bundeslade zu bewachen hätte».¹⁰ Kein Wunder also, dass die Herrnhuter – wo sie auch auftauchten – für ihren Fleiss hoch geachtet wurden.

Während der alte Pietismus umgetrieben war von der Frage, wie der Weltlust noch mehr entsagt werden, wie das Sündengefühl im fortdauernden Busskampf endlich besiegt werden, wie die geistliche Liebe zu Gott die irdische Liebe entbehrlich machen könne und ob man mit den Unbekehrten Umgang haben dürfe, so stellte sich in Herrnhut etwas von dieser Schwerblütigkeit Befreites, man möchte sagen: etwas Ernsthaft-Heiteres ein, und zwar etwas, das man nun wirklich nur auf dem Hintergrund des alten Pietismus verstehen kann. Kein Herumgrübeln an geistlichen Fragen, die man nicht ergründen

kann! Kein endloses Selbstzerknirschen im Busskampf! Kein Kleben am eigenen Verstand, sei es nun pietistischer, orthodoxer oder aufklärerischer Verstand! Kein lähmendes Kreisen um das eigene Seelenheil! «Ich glaube» – sagt Zinzendorf in seinen berühmten Berliner Reden von 1737, die bald auch in Graubünden kursierten – «Ich glaube, dass er [Christus] mich mit seinem Schwerdt und Bogen erstritten und gewonnen hat . . . Ich glaube, dass ich des Teuffels Herr bin . . . Ich glaube aber auch, dass ich nichts ohne ihn [Christus] bin, und dass ich aus der einzigen Ursache lebe, weil er lebt. So lange er lebet, lebe ich auch. Und das alles weiss ich so gewiss, als ich weiss, dass mir mein Kopff auf dem Leibe stehet.»¹¹ Ein «alter Pietist» zu sein, hiess für die Herrnhuter darum so viel wie: den Kopf noch nicht auf dem Leibe entdeckt zu haben . . . Zinzendorf: «Die Pietisten gehen zu Fuss, wir reiten zu Pferd.»¹²

Hier, so denke ich, in der Befreitheit von der Gefahr altpietistischer Selbstquälerei und ihrer drängerischen Frömmigkeit, in der Gewissheit, dass der Glaube sich «von Jesus ungeschieden»¹³ weiss und darum eine Kraft der Bewährung in der Welt ist, und zwar eine *geordnete* Kraft – hier liegt wohl der Grund für die enorme Energie, die von dieser kleinen Gemeinschaft in kürzester Zeit ausging. Bereits 1737, also 10 Jahre nach jenem bedeutsamen Abendmahl, hatte Herrnhut Aussenposten der Mission bzw. der Diasporabetreuung in Grönland und Westindien, in Georgia und Carolina (wo man heftig mit Sklavenhaltern und -händlern aneinandergeriet), in Pennsylvanien, Südafrika, Ceylon, Äthiopien, Persien; dann in Europa: in Amsterdam, Rotterdam, London, Lettland, Estland, Lappland, Schottland und der Schweiz; später kamen Russland und zahlreiche andere Länder hinzu. Das Zinzendorflied unseres Gesangbuches aus diesen Jahren («Ermunterung zur Streitertreue»¹⁴) hat programmatischen Charakter für den Geist Herrnhuts: «Wir wolln uns gerne wagen / in unsern Tagen / der Ruhe abzusagen, die's Tun vergisst. / Wir wolln nach Arbeit fragen, / wo welche ist; / nicht an dem Amt verzagen, / uns fröhlich plagen / und unsre Steine tragen aufs Baugerüst.»

Man darf nun nicht meinen, es sei zuerst ein Programm dagewesen, und das sei dann Stück um Stück durchgezogen worden. Es hat sich vielmehr immer eins aus dem anderen ergeben; erzwungen wurde grundsätzlich nichts. Ja, man war sogar peinlich darauf bedacht, allen menschlichen Aktionismus oder Übereifer zum vornherein zu vermeiden, und hat darum das Los eingeführt, um dem lieben Gott das letzte Ja oder Nein in einer Sache zu überlassen.

Charakteristisch (und wichtig für Graubünden) wurde in der Folge eine – schematisch gesagt – dreigestaltige Organisationsform der Brüdergemeine. Der *erste* Typ war ein geschlossenes Gemeinwesen vom Typ Herrnhuts, wie er später in Neuwied bei Koblenz, Gnadau

bei Dessau, Herrnhag in der Grafschaft Isenburg, Pilgerruh in Holstein, Zeist in Holland oder Sarepta an der Wolga entstand. Diesen Typ hat es in der Schweiz nie gegeben. Der *zweite* Typ waren die «Sozietäten» an Orten oder in Regionen mit einer grösseren Zahl von Gemeingliedern bzw. Freunden, wo ein eigener Prediger, ein eigener Gottesdienstraum zur Verfügung stand, jedoch keine Lebens- und Arbeitsgemeinschaft möglich war. Solche Sozietäten bestehen bis heute in Basel, Zürich und Montmirail-Bern. Der *dritte* Typ war die Diaspora, wozu auch das Bündnerland gehörte. Hier waren es die über die Dörfer und Städte verstreuten einzelnen Freunde, die sich zu den erweckten Kreisen am Ort hielten und so auch mit den Herrnhutern in regelmässige Berührung kamen. Sie trafen sich nach Möglichkeit wöchentlich zu erbaulichen Versammlungen am Ort und wurden in gewissen Abständen von auswärtigen «Diaspora-Arbeitern» besucht. Wir hören darüber noch Genaueres.

Das Selbstverständnis der Brüdergemeine

Zum Selbstverständnis der Herrnhuter sei in aller Kürze das Folgende gesagt:

1. *Die Brüder-Unität hat ursprünglich keine neue Kirche mit eigener Lehre und Verfassung gründen wollen.* Sie verstand sich – was sie sich durch verschiedene Gutachten theologischer Fakultäten bestätigen liess – als Glied der Kirchenfamilie Augsburgischer Konfession. Zinzendorf: «Wir sind tatsächlich zu einer Gemeinde *gemacht* worden, weil uns alle Theologen gleichsam mit Ofengabeln weggestossen und nichts mit uns wollen zu tun haben. Wir haben dreizehn, vierzehn Jahre gearbeitet, um unter den Flügeln der lutherischen Kirche zu bleiben, sie haben uns aber nicht haben wollen.»¹⁵

2. *Die Brüder-Unität hat die bestehenden (evangelischen) Konfessionskirchen als verschiedene «Tropen» (tropoi paideias), als verschiedene «Erziehungsweisen» Gottes in seinem Volk respektiert und für sich selbst fruchtbar gemacht.* Das bedeutete, dass die lutherische, reformierte und mährische Konfession gleichzeitig Anerkennung genossen. Für jeden Tropos innerhalb der Brüdergemeine gab es einen Bischof bzw. Administrator. Von niemandem wurde verlangt, seine konfessionelle Herkunft zu verleugnen: Nach aussen hiess das, dass die geschichtlich gewachsenen Territorialkirchen und ihre Amtsträger respektiert und ohne Polemik geachtet wurden.

3. *Die Brüder-Unität verstand sich als «Sauerteig», als Dienstgemeinschaft im Gottesvolk, vergleichbar mit einer Ordensgemeinschaft, die sich zu besonderen Aufgaben zusammenschliesst.* Entsprechend lag es der Brüder-Unität völlig fern, Propaganda zur Mitgliedschaft bei ihr oder sogar zum Austritt aus den Territorialkirchen zu machen. Besonders in der



Abb. 2:
Neuwied bei
Koblenz wurde
zum Hauptanzie-
hungspunkt der
Bündner Herr-
huterfreunde
(Ansicht vom be-
ginnenden
19. Jahrhundert).

Diaspora war es völlig selbstverständlich, dass die Freunde der Herrnhuter um so lebendigere Glieder ihrer Gemeinde am Ort waren.

4. *Theologische Voraussetzung dafür war ihr (besonders an Luther orientiertes) Kirchenverständnis: Die Kirche (ecclesia, «Gemeine») ist eine eschatologische Grösse und kann in ihrem Wesen einzig geglaubt werden.* Glieder dieser wahren Kirche, die ihrem eschatologischen Charakter zufolge eine «unsichtbare Kirche» (ecclesia invisibilis) sein muss, sind «die zerstreuten Kinder Gottes» (Joh. 11,52); sie sind über die Konfessions- und Territorialkirchen verstreut, aber jetzt schon im wahren Glauben eins. Nur Gott allein kennt die ecclesia invisibilis.

5. Dieses Kirchenverständnis war für die Brüder-Unität besonders in zweierlei Hinsicht prägend:

a) *für die Diaspora:* Es ging nicht um die Sammlung von Freunden der Brüdergemeine, «die sozusagen im zweiten Glied mit ihr gehen, sondern in ihr wird die Einheit der Kinder Gottes, die, durch den gekreuzigten Heiland schon Wirklichkeit ist, sichtbar».¹⁶ Die verstreuten Glieder der «wahren Kirche» (nach Luther sind dies die «Schäflin, die ihres Hirten Stimme hören»¹⁷) sollten durch die vielfältigen Grenzüberschreitungen konfessioneller und nationaler Art untereinander verbunden und gestärkt werden.

b) *für die Mission,* die ein ausgedehntes Arbeitsfeld der Brüder-Unität darstellte: «Wir machen es wie die Hofleute, wenn sie vor eines grossen Herren Zimmer kommen und sich nicht unterstehen zu klop-

fen, sondern nur kritzlen [kratzen], damit diejenigen, die nicht weit von der Tür sind, wenn sie wollen, hören und aufmachen, wenn sie aber nicht wollen, es unvermerkt überhören können. Wir klopfen nicht, wir grattieren [kratzen] nur, wo es uns deucht, dass der heilige Geist Seelen in Paratschaft hat, die leise hören», schreibt Zinzendorf 1747.¹⁸ Mit diesem Missionsverständnis war er seiner Zeit (in der die Theologen noch darüber stritten, ob Schwarze eine Seele haben!) ohne Zweifel weit voraus.

6. *Der Zuzug in die gegründeten Herrnhuter-Kolonien (Neuwied u.a.) wurde nach Möglichkeit zurückgehalten.* Nicht jeder, der sich dort niederlassen wollte, erhielt auch die Erlaubnis dazu (Aufnahmeverfahren und Konsultierung des Loses). Das eigentliche Ideal war die Diaspora, in der man sich über alle Grenzen hinweg verbunden wusste und an seinem Ort die Treue zu Christus bewährte. Herrnhut war nicht Selbstzweck; in der gottesdienstlichen «Gemein-Litanei» wurde gebetet: «Vor unseligem Grosswerden behüt uns, lieber Herre Gott!»¹⁹ Zur Illustration ein Beispiel aus Graubünden: *Lukas Bansi*, Pfarrer von La Punt, wurde 1769 nach 18jährigem Dienst wegen seiner Parteinahme für die Herrnhuter von der dortigen Gemeinde entlassen. Noch im gleichen Jahre zog er mit Frau, Sohn und sechs Schulzöglingen, die ihm zur Unterrichtung anvertraut waren (unter ihnen der spätere Dekan Luzius Pol) nach Neuwied. Der Entscheid über die definitive Aufnahme zog sich über sieben Monate hin. Obgleich am Ende der Entscheid zugunsten einer Aufnahme gefällt worden war, packte Bansi seine Sachen, enttäuscht darüber, dass seine 17jährige Freundschaft mit den Brüdern keinerlei Beschleunigung des Verfahrens gebracht hatte. Er kehrte mitsamt Familie und Zöglingen nach Graubünden zurück.²⁰ – Zinzendorf betonte: «Der ordinäre Gang des Heilands ist das nicht mit seiner Diaspora, mit seinen umhergestreuten Kindern, dass sie hier oder da sollen auf einem Haufen sitzen . . . Denn ein Bruder und eine Schwester, die . . . ihre Station nicht verachten, sondern auf ihrem Platz bleiben und da bis zum letzten Blick zeugen, was sie glauben» – sie sind «ein Jesusherz mitten in der Welt».²¹

Soviel in aller Kürze zum Selbstverständnis der Herrnhuter. Welchen Ausdruck dies bei Einzelnen, in Kirchgemeinden und auf landeskirchlicher Ebene fand, wollen wir uns nun am Beispiel Graubündens etwas genauer ansehen.

II. Die Anfänge in Graubünden

Ich stütze mich im Folgenden vor allem auf eine eigenen Nachforschungen im Archiv der Brüder-Unität, Herrnhut, und zitiere aus zeitgenössischen Briefen, Berichten und Dossiers, die Graubünden betreffen. Darüber hinaus sei auf das Standardwerk für den schweizeri-

schen Protestantismus im 18. Jahrhundert von *Paul Wernle*²², auf einen Aufsatz von *Johannes Munz* aus dem Jahre 1886²³ und den (allerdings recht allgemein und undifferenziert gehaltenen) entsprechenden Abschnitt in *Johann Andreas von Sprechers* «Kulturgeschichte»²⁴ verwiesen. Eine eingehende Darstellung dieses ereignisreichen Kapitels der Bündner evangelischen Kirchengeschichte steht noch aus. Das Archiv in Herrnhut birgt eine Fülle von Material, das noch längst nicht gebührend beachtet wurde. Auch hier kann natürlich nur ein kleiner Ausschnitt geboten werden.

Daniel Willi und die Bündner «Separatisten, Inspirierten und hallischen Schwätzer»

Wie und wann wurden die ersten Kontakte zwischen der Brüder-Unität und Bündnern geknüpft? Anknüpfungspunkt für die Herrnhuter war auch hier vor allem das kleine, über das Land verstreute Volk von Pietisten alten Typs. Der Herrnhuter Sendbote David Cranz spricht mit Blick auf Chur von «Separatisten, Inspirierte[n] und hallische[n] Schwätzer[n]»²⁵, ein Kreis, zu dem auch der noch zu erwähnende Pfarrer Daniel Willi gehörte. Der erste Berührungspunkt ist nach Cranz für das Jahr 1741 auszumachen; damals sei ein alter, namentlich unbekannter Beutelmacher von Genf nach Chur verschlagen worden und habe jenen Churern erstmals von Zinzendorf und der Brüdergemeinde erzählt und ihnen somit «des Heilands Verdienst und eine andre Sorte Kinder Gottes, als sie bisher gesehen hatten», bekannt gemacht. «Das ist aber nicht weit gegangen, würde auch nur in Chur geblieben seyn.»²⁶

Eine weitere Spur lässt sich für etwa 1742 ausmachen. Junker Peter Perini von S-chanf war der reichlich von ihm konsumierten mystischen Schriften überdrüssig geworden und bat einen nach Augsburg reisenden Engadiner, ihm ein erbauliches Buch mitzubringen. So kam Perini zu einem Exemplar der «Berliner Reden» Zinzendorfs. Sie rührten so sehr an sein Herz, dass er den gleichen Kaufmann bat, ihm bei seiner nächsten Reise «alle Bücher, worauf der Name Gr[af] Z[inzendorf]» stehe, mitzubringen. Der Kaufmann machte seine Sache so gründlich, dass er auch allerhand Schmähschriften *gegen* Zinzendorf einkaufte – ein Sachverhalt, den Bruder Cranz mit dem Sprichwort kommentierte: «Wo unser Herr Gott eine Kirche baut, da krigt der Satan auch eine Capelle.»²⁷

Die weitaus bedeutendste Gestalt, die man für die Anfänge nennen muss, ist jedoch Pfarrer *Daniel Willi* (1696–1755). Nach vielfachen Enttäuschungen während seines Pfarramtes in Maladers und Thusis kehrte er der Kirche und der Synode den Rücken zu, widmete sich als Hauslehrer in Chur jahrelang nur noch der Unterrichtung pietistischer Kinder und erregte des öfteren mit seinen mystischen Druck-

schriften das Ärgernis der Synode. In Chur scharte er um sich ein Konventikel von etwa 50 Erweckten²⁸, und besonders die Studenten am Collegium philosophicum zeigten sich von der erzväterlich-ernsten Gestalt tief beeindruckt. Bis hin ins Unterland war der Name dieses eigenwilligen und in seiner Mystik recht konfuse Mannes ein Begriff. 1742 kehrte er, nachdem er offenbar seine Skrupel gegenüber dem unbekehrten Kirchenwesen überwunden hatte, ins Pfarramt zurück und wirkte an der Regulakirche. Damals kamen ihm einige Schriften Zinzendorfs in die Hand, die er jedoch kaum verstand. Als der Herrnhuter Sendbote *Johann Philipp Dörrbaum* (1713–1756) sich 1745 zu Besuchen der Diaspora in der Schweiz aufhielt, wurde er in Aarau darauf hingewiesen, dass es da in Chur einen erweckten Pfarrer Willi gebe. Dörrbaum traf daraufhin am 5. April 1745 in Chur bei Willi ein – als erster Herrnhuter auf Bündner Boden. Acht Tage lang führte Willi den Gast bei seinen Erweckten herum. Dessen Eindruck war nicht gerade begeistert: «Ich habe sie mir denn so alle miteinander angesehen und betrachtet. Sie wissen einem viel vom Bethen, Ringen und Busskämpfen zu erzehlen und wie man sich verleugnen und sein Fleisch creuzigen und casteyen müsste, aber von den Wunden und dem Veröhnungsbluth unsres Gottes, das allen Schaden heben thut, und von dem armen Sünder, den man aus dem Tod Jesu erkennt, wissen sie wenig oder nichts. Und es kam ihnen der Evangelische und leichte Weg, da man ohne alle vorhergegangene praeparation sich als ein Bettler Gnade schenken lässt, wie verdächtig und zu sanfte vor.»²⁹ Eine ganze Nacht lang habe der Theologe Dörrbaum mit ihm disputiert, und am Ende habe Willi «voll Freude ausgerufen . . . : Nun habe ich endlich die Gemeine gefunden, die ich immer auf Gottes Erdboden vermuthet, aber bisher vergeblich gesucht habe!»³⁰ Indessen misstraute Willi der theologischen Zunft doch so sehr, dass erst Bruder Johann Georg Richter (geb. 1713), ein Goldschmied, der Chur ein Jahr später besuchte, dessen Bedenken vollends zu zerstreuen vermochte. Mit grosser Ehrerbietung – vergleichbar mit der für Samuel Lutz im Kanton Bern – sprechen die Berichte der Sendboten, die von nun an regelmässig das Land besuchten, von Willi: «Unser Br. Wille ist eigentlich der Mann Gottes und das erste Instrument, das der Heyland in diesem Lande zu seiner Sache gebraucht hat. Er hat 20 Jahr geweint und viel 1000 Thränen vor das Heil dieses Landes gesäht.»³¹ Das pietistische Konventikel von Chur folgte Willi teils in seiner Neuorientierung zur Brüder-Unität hin, teils wurden seine Glieder zu erbitterten Gegnern Willis und der Herrnhuter.

Ein Herrnhuter, wie er im Buche steht, ist Willi jedoch nicht geworden. Der Eifer oder *Übereifer* seiner neu gewonnenen Erkenntnisse ist ihm deutlich anzumerken. Mehr als einmal musste er von den Brüdern darin gebremst werden. Sie warnten ihn – und später noch

manch andere hier – davor, gewisse Eigentümlichkeiten der Brüder blindlings im Bündnerland zu imitieren. Ein Beispiel: Willi hatte von der grossen Bedeutung des Loses bei den Brüdern gehört und es sehr «commode» gefunden, jedoch – so David Cranz – durch allzu fleissige Konsultierung desselben «sich endlich so ins Gewirr geloset» und soviel «Confusion» gestiftet, «dass er selber oft gewünscht hat: Es ist genug. So nimm nun, Herr, meine Seele von mir!» [vgl. 1. Kön. 19,4]³²

Die Briefe Willis, die von ihm erhalten sind, atmen überdeutlich den Geist der sog. «Sichtungszeit» der Brüder-Unität (1743–1749)³³, die mit der Zeit seiner ersten Begeisterung für die Brüder zusammenfällt. Hier begegnen einem gehäuft all jene schwärmerisch-schwulstigen Wendungen, die die Theologie des Kreuzes vorübergehend zu einer Theologie des Kitsches verkommen liessen, mit ihrem Kult der «Seitenhöhle» Christi, den Verniedlichungen in der Rede von Gott und all den anderen bekannten Udingen. Das Diaspora-Arbeiter-Ehepaar Wallis in Zürich redet Willi in seinen Briefen an mit: «Ihr auserwählten Hertzelein im Herzgüldenem Seitelein», oder: «Ihr auserwählten, zu 1000mal geküssten Fleischlein vom S[ünder-] H[eiland]» und beteuert: «Ich kann und will nicht mehr ohne Wunden und ohne das Volck der Wunden leben, eher soll meine Zunge am Gaumen kleben.» Ein andermal schwärmt er im Überschwang: «Dem I. Lamm seine auserwählten Händlein und Füsselein, die dereinst auf dem Ölberg stehen werden . . ., sie sind blutfunkelnnde Sterne, obschon die h. Seite die blutige Sonn ist, die mit ihrem rubinen Licht unser Hertz, ja Marck und Bein durchstrahlet, durchsaamet, durchsegnet, durchölet, durchlächelt, durchmannel, durchbadet, durchheizet, durchschwitzt, durchlebet, durchfreuet, durchfreyet, durchhehret, durchliebet ewiglich.»³⁴ Usw. Usw.

1749 erklärte Willi seinen Wunsch, in eine der Herrnhuter-Kolonien überzusiedeln.³⁵ Dazu ist es jedoch nicht gekommen; er gehörte offenbar zu denen, die in diesem Begehren deutlich gebremst wurden. Stattdessen sorgte Willi hier dafür, dass die Herrnhuter Diaspora-Betreuer mit pietistischen Pfarrern und Gemeindegliedern nahezu im ganzen Bündnerland bekannt wurden. Im Jahre 1750 nahm er den Diaspora-Arbeiter Wallis mit auf die Synode in Splügen und stellte diesem eine grosse Zahl von Amtsbrüdern ähnlicher Gesinnung vor. Wallis machte im Anschluss eine ausgedehnte Reise durchs Bündnerland (Willi habe somit «der Sache des Hlds [= Heilands] in Bündten Thür u. Thor weit aufgethan u. sie auf den Thron gesetzt»³⁶), sprach mit 50 Pfarrern und etwa 500 Gemeindegliedern im Engadin, Bergell, Davos, Prättigau, Oberland, in der Herrschaft und Chur, darunter seien «sehr viele aus den vornehmsten Familien» gewesen. In der Tat fällt auf, dass in den bis heute erhaltenen Berichten der Sendboten vom Bündnerland zahlreiche Familien erwähnt werden, die politisch

Gemeindegliedern zu besuchen. Es entstand auf diese Weise in kürzester Zeit ein starkes Netz von Beziehungen, die weit über Graubünden und die übrige Schweiz hinausreichten. In der anfänglichen Euphorie spielte man mit dem Gedanken, einen eigenen Diasporaarbeiter für Graubünden zu entsenden mit Wohnsitz in Chur oder Umgebung.³⁸ Ja, man ging sogar so weit, den Erwerb des Schlosses Haldenstein in Erwägung zu ziehen, um in Graubünden ein Pendant zum neuenburgischen Schloss Montmirail zu haben.³⁹ Aber beides zerschlug sich, vor allem wohl wegen des heftigen Gegenwindes, den man bald zu spüren bekam. Nackte Zahlen von Freunden und Mitgliedern haben das Wesen und die innere Kraft der Brüder-Unität allerdings nie recht erfassen können. Ihre Stärke war seit jeher die stille Treue Einzelner. So ist das, was ich hier an Zahlen nenne, mit gebührender Vorsicht zu geniessen: 1753 wurden 385 Freunde gezählt, darunter 42 Synodale⁴⁰, 1778 noch 249, davon allein 70 in Celerina und 34 in Klosters (womit auch die beiden Stammorte in Graubünden bezeichnet sind). Um ein Vergleichsmoment zu haben, sei erwähnt, dass im gleichen Jahr 1778 der Sozietät Zürich mit Schaffhausen und St. Gallen, jeweils Stadt und Land, total 321 angehörten.⁴¹ Es ist also keineswegs übertrieben, Graubünden als eine Hochburg der Herrnhuter in der Schweiz des 18. Jahrhunderts zu bezeichnen. Ihre Existenz konnte weder im Gemeindeleben noch auf der Synode (wo etwa die Hälfte herrnhuterfreundlich gesinnt waren) übersehen werden. Nur darum konnte später auch solch ein Aufruhr entstehen.

Bleiben wir noch einen Augenblick bei den Diaspora-Arbeitern: Die meisten hatten ihren Sitz in Zürich, von wo aus sie auch die Bündner Diaspora mitbetreuten. Ihr Weg führte gewöhnlich an den Walensee, wo sie mit dem Schiff übersetzten. In Walenstadt stand meist ein Pferd für sie bereit, das der erwähnte Junker Perini ihnen entgegengeschickt hatte, wenn er nicht sogar selbst erschienen war. Man nahm sich die Freiheit, wenn nötig inkognito zu reisen, besonders zu Zeiten innerkirchlicher Kämpfe, die man keinesfalls weiter anheizen wollte. So kam etwa David Cranz 1757 als pommerscher Geistlicher, der eine Trinkkur in St. Moritz-Bad machen wollte; oder 1759 Anton Stähli als Basler Kaufmann, andere als Hauslehrer. Daniel Willi hatte 1749 empfohlen: «Sollte je ein Br[uder] von der Gemeinde zu uns kommen, so müsste es unter dem Titel eines Praeceptoris [Hauslehrers] oder Künstlers geschehen.»⁴² Ihre erste Station war meist Jenins, dann ging es zu einem mehrtägigen Aufenthalt nach Chur. Von dort aus wurde eine Rundreise angetreten, die von der Herrschaft über das Prättigau, Davos und den Flüela ins Engadin führte bis hinab ins Bergell. Von dort zurück entweder wieder über den Flüela oder über den Albula, um danach Richtung Flims und Ilanz zu reisen. Anfangs waren es lediglich Brüder, die diese Strapazen auf sich nahmen; die Anforderun-

gen an eine gute körperliche Konstitution waren erheblich. Einer erzählt, wie er im Winter mit Fusseisen und unter Lebensgefahr den Flüela überquerte. 1768 stellte Bruder Siewicke der Unitätsleitung gegenüber als Mangel fest, «dass noch keine Schwester von der Gem[eine]» die Talschaften besucht habe, gab aber zu bedenken, «dass es allemal ein gefährlicher Weg ist vor Personen, die schwindl[ig] und dergl. Berge zu pass[ieren] nicht gewohnt sind».⁴³ Mit den Geschwistern Klawe kam dann 1777 das erste Ehepaar nach Graubünden und damit die erste Frau, um die Diaspora zu besuchen. Johann Friedrich Klawe war ein Handwerker aus dem pommerschen Landsberg, seine Ehefrau Elisabeth geb. Brauer eine Mennonitin aus Norden/Ostfriesland.⁴⁴ Den minutiösen Berichten zufolge, die die Sendboten jeweils über ihre Reisen aufsetzten, um sie an die Leitung der Unität zu senden, habe ich in den Jahren 1750–1800 insgesamt 36 solcher Reisen auf der eben beschriebenen Route ausfindig machen können; dabei sind die zahlreichen Bruderbesuche nur in Chur und Umgebung nicht mitgezählt. Der letzte Reisebericht dieser Art, den ich fand, stammt aus dem Jahre 1866.⁴⁵ Sie wären eine wahre Fundgrube für die Bündner Kirchengeschichte besonders des 18. Jahrhunderts, für die Synodalgeschichte ebenso wie für die Geschichte pietistischer Frömmigkeit in den Gemeinden.

Nun wird man sich natürlich fragen: Was taten denn diese Diaspora-Arbeiter auf ihren Rundreisen? Zunächst einmal hielten sie sich strikt an die Personen am Ort, von denen ihnen bekannt war, dass es sich um Freunde handelte. Evangelisatorische Kundgebungen zu veranstalten etwa im Stile der späteren Erweckungsbewegung, war nicht ihre Art. Zählte der Ortspfarrer zu den Freunden, so war es das erste, an die Pfarrhaustür zu klopfen. Dieser rief dann gewöhnlich die Erweckten zu einer Versammlung zusammen oder führte den Diaspora-Arbeiter zu einzelnen Häusern. In der Versammlung, deren Teilnehmerzahl bis auf 70 gehen konnte (so etwa in Klosters und Celerina) und die im Pfarr- oder in einem Privathaus stattfand, wurde dann eine kurze Ansprache über das Losungswort des Tages gehalten. Herrnhuterfrömmigkeit ist Herzensfrömmigkeit. Entsprechend buchen es die Berichte jeweils als Erfolg, wenn die Zuhörer «zu Thränen gerührt» wa-

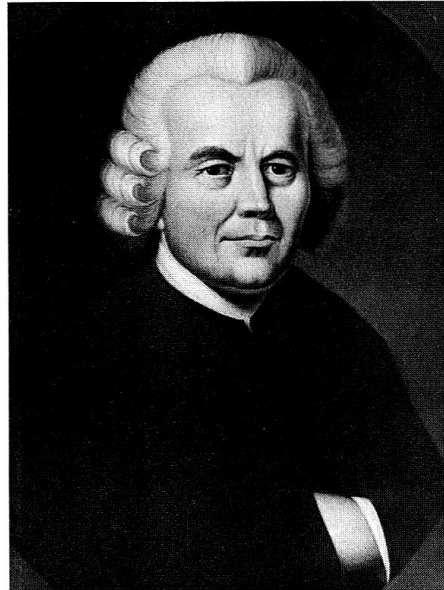


Abb. 4:
Paul Eugen Lay-
ritz (1707–1788),
bedeutendster
Pädagoge der
Brüdergemeine,
nach Zinzendorfs
Tod (1760) zu-
ständig für die
Koordination der
Diasporapflege.
1774 besuchte er
die Herrnhuter-
freunde in Chur
(Ölgemälde).

ren oder dass sich «der Heiland recht fühlbar» zu der Versammlung «bekannte». Es wurde gebetet, gesungen (der Kirchengesang war damals in Graubünden an vielen Orten noch arg am Darniederliegen) und ausgiebig vom Stand und Gang der Heilandssache in der ganzen Welt berichtet. Dieses Element ist in seiner Bedeutung kaum zu unterschätzen. Die Gemeindeglieder sahen so immer wieder über die engen Grenzen des Bündnerlandes hinaus. Die Brüder-Unität hat zu diesem Zweck ein Meisterstück der erbaulichen Kommunikation zustandegebracht: Die wöchentlichen, von Hand geschriebenen «Gemein-Nachrichten», die in einem festen Turnus ihren Weg auch durch die deutschsprachige Schweiz machten.⁴⁶ Jede Woche stand auf diese Weise jeder erbaulichen Versammlungen auch noch am hinterletzten Ort ein Schrifttum zur Verfügung, das mit Aktualität berichtete von der weltweiten Mission, vom Geschick einiger Dienerinnen und Diener, von verheissungsvollen Aufbrüchen im kirchlichen Leben, von Lebensläufen verstorbener Brüder und Schwestern. Der Zirkulationsweg dieser Gemein-Nachrichten gibt einen guten Eindruck von den gut organisierten und für die damalige Zeit erstaunlichen Übermittlungswegen der Herrnhuter. In Barby wurden sie geschrieben, gingen von da über Bern nach Montmirail NE, von da nach Genf, wieder über Bern nach Aarau, von da nach Lenzburg, Beinwil, dann wieder über Aarau nach Basel, von Basel in die umliegenden Ortschaften, dann weiter nach Schaffhausen, Stein, Winterthur und Zürich, von Zürich nach Chur, von Chur nach Ilanz, zurück nach Chur und ins Engadin (La Punt, Celerina, Silvaplana, Zuoz, Zernez), wieder zurück nach Chur und dann ins Prättigau (Luzein, Klosters) und nach Davos, dann wieder zurück ins Rheintal und auf dem Rückweg über das Züri-biet nach Montmirail. Wir können uns ausmalen, wie zerlesen diese Oktavhefte waren, nachdem sie durch so viele Hände gegangen waren!

Die Diaspora-Arbeiter ermunterten also bei ihren Besuchen dazu, die Gemein-Nachrichten fleissig zu lesen. Grössere Versammlungen wurden grundsätzlich nach Geschlechtern getrennt. Danach kam das für die damalige Gemeindegliederseelsorge der Brüder typische «Sprechen», eine Art Seelsorge im Einzelgespräch. War ein Ehepaar unterwegs, so war die Frau für die Frauen zuständig – somit die erste organisierte Seelsorge für Frauen durch Frauen in unserer Kantonalkirche! Mit dem Pfarrer am Ort, bei dem man meist auch übernachtete, wurden vielfältige Aussprachen gehalten über dessen «Herzenszustand». Es fällt übrigens in den Berichten auf, dass die Diaspora-Arbeiter den Pfarrern gegenüber grosses Gewicht auf das Zuhören legten – Seelsorge an Seelsorgern. Am nächsten Tag wurden sie dann zum Pfarrhaus des nächsten Ortes begleitet.

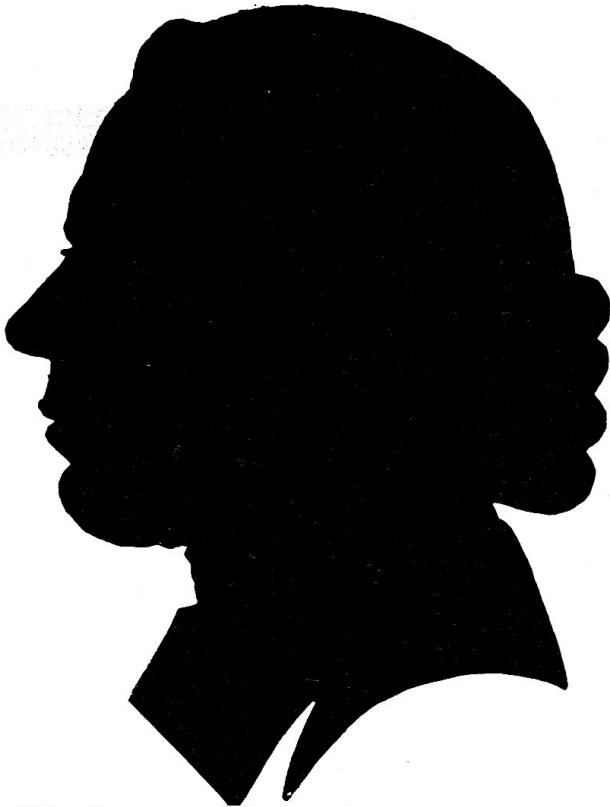


Abb. 5:
Hartmann von Moos (1737–1803) betreute als Pfarrer die Reformation in 40 Dörfern rings um Nord-Katharinenstadt an der Wolga (Scherenschnitt).



Abb. 6:
Martin Loretz (1728–1806) von Chur besuchte 1766 erstmals Neuwied und siedelte – aufgenommen in die Brüdergemeine – 1779 nach Herrnhut um (Scherenschnitt).

Bündner Herrnhuterfreunde im Ausland: Von Antigua bis an die Wolga

So erstaunt es nun wohl nicht zu hören, dass die Lebenswege einzelner Bündner auch aus ihrer Heimat fortführten, um entweder in grösserer Nähe zur Brüdergemeine zu leben oder um sogar in deren Dienst tätig zu werden. Das war nur möglich durch das feinmaschige Netz der Diaspora, das viele Kräfte weckte, förderte und in ihrem Dienst trug. Ich möchte nur einige Beispiele nennen:

Johannes Janett von Tschlin (geb. 1729), ein junger Pfarrer in Zernez, begab sich nach Neuwied und nahm dort 1765 eine via Herrnhut vermittelte Berufung an eine reformierte Kolonistengemeinde bei Saratow an der Wolga an; später wurde er zum Senior (Dekan) der evangelischen Gemeinden im Wolgagebiet.⁴⁷

Ihm folgte – ebenfalls via Herrnhut vermittelt – 1779 zunächst der Synodale *Hartmann von Moos* von Malans (geb. 1737) mit Frau und vier Kindern,⁴⁸ dann 1784 *Johannes Baptista Cattaneo* von Lavin (geb. 1745), zuletzt Pfarrer in St. Antönien, mit hochschwangerer Frau

und sechs Kindern.⁴⁹ Die abenteuerliche Reise ins Wolgagebiet war etwa 5000 km weit und mit ungeheuren Strapazen zu Land und zu Wasser verbunden.

Johannes Loretz (geb. 1727), Pfarrerssohn aus Chur, war zunächst Fähnrich in holländischen, dann Hauptmann in genuesischen Diensten; er siedelte 1758 nach Neuwied um und verhandelte 1763 erfolgreich mit der russischen Zarin Katharina II. über die Errichtung einer Brüderkolonie in der Wolgasteppe; 1770 visitierte er im Auftrag der Unitätsleitung die Gemeinen in Nordamerika, 1783/84 auf den westindischen Inseln.⁵⁰

Sein Bruder *Martin Loretz* (geb. 1728) zog 1779 mit seiner Ehefrau Maria (einer Tochter des erwähnten Daniel Willi) nach Herrnhut und wurde Internatsleiter der Knabenschule von Niesky in der Oberlausitz.⁵¹

Johannes Bardill von Jenaz (geb. 1757) liess sich aus dem fremdländischen Soldatendienst entlassen, wurde in Neuwied aufgenommen, erlernte dort die Seifensiederei, wurde zunächst Missionar unter schwarzen Sklaven auf Antigua (Mittelamerika), dann Prediger in Pennsylvania und New York und schliesslich in einer Indianergemeinde in Ohio.⁵²

Ludwig Menn von Scuol (geb. 1718) diente bei hessischen Truppen, erlebte als gefangener Deserteur eine Bekehrung, kaufte sich 1745 vom Soldatenstand los und ersuchte 1751 um Aufnahme bei der Brüdergemeinde in Herrnhag, was ihm aber nicht bewilligt wurde. 1754 erhielt er die Erlaubnis, nach Herrnhut zu ziehen, arbeitete dort als Maurer, später in Barby als Buchdrucker; 1768 kam er in der Brüderkolonie Sarepta an der Wolga an, wo Menn in der Tabakhandlung tätig war.⁵³

Margreth Planta von Zernez (geb. 1735) zog mit ihrem am 27. Juli 1758 angetrauten Ehemann *Jakob Ulrich von Albertini* von La Punt (geb. 1727) nach Neuwied, sie wurden 1769 dort regulär aufgenommen (ebenso später ihre drei Söhne und fünf Töchter). Der Ehemann amtierte als «Curator der ledigen Schwestern».

Überhaupt wurde Neuwied zum Hauptanziehungspunkt herrnhutisch gesinnter Bündner, denn der «reformierte Tropos» war hier von Anfang an am stärksten vertreten. Eine Stichprobe in den Einwohnerverzeichnissen für das Jahr 1773 ergibt, dass von den 268 Dauerbewohnern der Herrnhuterkolonie immerhin 25 (also knapp 10%) aus Graubünden stammten: aus Celerina, Zuoz, Luzein, Chur usw. Sie arbeiteten in den dortigen Betrieben als Kaufmann, Weber, Drechsler, als Stickerin, Näherin oder Handschuhmacherin. Unter den besagten 25 sind sechs Kinder, die dort unterrichtet und erzogen wurden.⁵⁴ In Neuwied geboren – seine (oben erwähnten) Eltern waren kurz zuvor von La Punt aus dorthin gezogen – wurde *Johann Baptist*

von *Albertini* (1769–1831), der in Barby und Niesky zum engen Freund Schleiermachers wurde; er war später Bischof und Mitglied der Unitätsleitung.

Einer, der nicht hinauszog, sondern im Engadin von Celerina aus sehr in die Breite wirkte, war *Gian Battista Frizzoni* (*Fritschun*) (1726-1800).⁵⁵ Bereits als Pfarrer in Bondo übersetzte er zahlreiche Herrnhuterlieder ins Italienische. Später schuf er viele vom Geist Herrnhuts inspirierte Kirchengesänge in romanischer Sprache, von denen sich eine stattliche Zahl (19) bis heute im Gesangbuch des Engadins zu finden ist.⁵⁶ Wenn die Diaspora-Arbeiter in ihren Berichten einen Bündner uneingeschränkt loben, dann ist es Frizzoni. Sie nennen ihn einen «admirablen Menschen», «unter allen Pfarrern den liebsten». «Sein erster Anblick ist wie [der] eines vornehmen Italiäners, sein Wesen und conduite ist modest, noble und freundlich, sein Umgang einfältig, munter, unafectirt, beides, Fragen und Antworten, solide, apropos und nützlich. Er hat Verstand am Evangelio, ein weiches, sünderhaftes Hertz, traut sich keinen Schritt, als [nur] so weit er sich und den Heiland kennt. Seine Amtsmiene ist bei aller Jugend freundlich-gerade, Liebe und Respect gebietend. Er hat eine schwache Stimme, aber desto attenter sind seine Zuhörer. Er predigt das Evangelium ganz und lauter, aber ernstlich. Man *muss* ihm anhören», so charakterisiert ihn David Cranz.⁵⁷ Eine umfassende Biographie dieses für die Kirchengeschichte des Engadins wichtigen Mannes fehlt übrigens immer noch und wäre sehr zu wünschen.

Fassen wir das Wichtigste über das Wirken und den Einfluss der Herrnhuter in Graubünden zusammen:

1. *Die Brüder-Unität vermochte auch in Graubünden separatistische Tendenzen zu einem guten Teil aufzufangen*, abgewandte Altpietisten der Kirche neu zuzuführen und neue Kräfte in der Ortsgemeinde zu wecken. Sie knüpfte dabei an die bereits bestehenden «Versammlungen» (Konventikel) an.

2. *Sie trug in Graubünden wesentlich zur Horizontöffnung der Gemeindeglieder bei*: durch grenzüberschreitende Verbindungen mit dem Ausland, durch Besuche und Briefe aus der Ferne, durch regelmässige und organisierte Information über die Mission und das Leben der

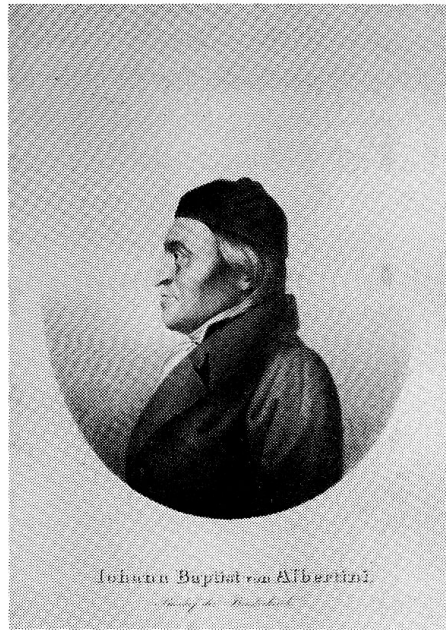


Abb. 7:
Johann Baptist von Albertini
(1769–1831),
Dichter und
Bischof der Brü-
der-Unität.
Einer der ersten
Bündner, die in
einer Herrnhuter-
kolonie geboren
wurden und auf-
wuchsen (Radie-
rung).

Unität («Gemein-Nachrichten») u.a. Den Diaspora-Arbeitern kam hierbei zentrale Bedeutung zu.

3. *Sie trug in Graubünden wie keine andere Kraft zum ersten grösseren Einbruch in die traditionelle Struktur der «Pfarrerkirche» bei:* Gemeindeglieder leiteten Versammlungen, übten Seelsorge untereinander, begannen sich für die weltweite Mission zu interessieren; neben die Kirche trat das Privathaus als Versammlungsort.

4. Sie ermunterte die Pfarrer zu mehr «Gemeinschaft» untereinander. Die ersten «Pastoralkonferenzen», die der gegenseitigen Erbauung und Weiterbildung dienten, wurden ins Leben gerufen; der «Seelsorge unter Seelsorgern» wurde neue Beachtung geschenkt.

5. *In Graubünden wurden Klosters mit Pfr. Johannes Roseli d.J. und Celerina mit Pfr. Gian Battista Frizzoni resp. das Prättigau⁵⁸ und das Oberengadin zu Hochburgen der Herrnhuter in der Schweiz.*

III. Der Streit um die Herrnhuter in den Gemeinden

Um das, was hier in der Stille gewachsen war, *blieb* es nicht still. Die abendlichen Versammlungen ausserhalb der Gottesdienste und zudem in Privathäusern, das regelmässige Auftauchen der Diaspora-Arbeiter, das vielfältige fremde Schrifttum, das nun in mancher Bauernstube begierig verschlungen wurde, Pfarrer, die in gefühlsselligen Worten nur noch *ein* Thema in ihren Predigten ausbreiteten: Jesu Blut und Wunden für den Sünder, und so statt des Kopfes das Herz zu erreichen suchten – all das sprengte das Hergebrachte, war zu neu und zu ungewohnt. Streit um die Pietisten alten Stils hatte es zwar auch genug gegeben, er blieb aber im Wesentlichen auf innergemeindliche Konflikte beschränkt. Zum ersten Mal sah man sich hier einem kirchlichen Phänomen ausgesetzt, das quer durchs Land Wurzeln schlug und Blüten trieb. Es konnte nicht anders sein, dass darüber Animositäten ausbrachen (was die mildeste Form war) oder sogar giftiger Streit, Verleumdungen, Unterstellungen bis hin zu drohenden Schlägereien.

Einige Beispiele aus den Gemeinden zur Illustration: Als der Diaspora-Arbeiter Macrait 1763 in *Ilanz* auftauchte, schlossen feindlich gesinnte Einwohner ein Komplott, «ihm die Beine entzwei zu schlagen, wenn sie ihn erwischen könnten». ⁵⁹ – In *Silvaplana* läuteten die Gegner 1778 aus Protest während einer Versammlung die Kirchenglocken; um weitere Störungen zu vermeiden, liess der Landammann auf die nächste Versammlung hin die Kirchturmtüre zunageln. ⁶⁰ – In *Bondo* reichten Gemeindeglieder 1758 eine Beschwerde ein gegen ihren Pfarrer Frizzoni; man machte ihm unter anderem zum Vorwurf, dass die erweckten Ehefrauen unter «Hintansetzung der ihnen für ihre eigenen Kinder und für ihr Hauswesen obliegenden Pflicht sich ihren Zusammenkünften widmen». Frizzoni wurde aus Bondo vertrieben. ⁶¹

– Umgekehrt 1776 die Frauen in *Safien*: Als sich dort zwei Pfarrer weigerten zu versprechen, fortan keine Herrnhutischen Schriften mehr zu lesen, machten die Frauen ihren stimmberechtigten Männern mit Erfolg Beine, die renitenten Pfarrer abzumehren.⁶² – In *Grüsch* wurde Pfarrer Christian Ziegerer, ursprünglich ein Pietist Halle'schen Typs, dann ein eifriger Verfechter Herrnhuterscher Frömmigkeit, am Pfingstmontag 1768 mit etwa 20 Stimmen abgemehrt. Dem jungen Heisssporn wurde vorgeworfen, dass er falsche Lehre verbreite.⁶³ – Dann die heftig brodelnde Gerüchteküche: In *Celerina* wurde 1787 durch eine Frau das Gerücht verbreitet, jeder Versammlungsteilnehmer habe dem anwesenden Diaspora-Arbeiter einen Taler (heute ca. Fr. 150.–) bezahlen müssen.⁶⁴ – Im *Engadin* stürzte sich 1768 ein Mann ins Wasser und ertränkte sich; man sagte, die Herrnhuter hätten ihm den Kopf verdreht; er hatte jedoch nie eine Versammlung besucht.⁶⁵ Von den Munkeleien, die daraus erwachsen konnten, wenn ein lediger junger Pfarrer eine abendliche, nur von Frauen besuchte Versammlung hielt, ganz zu schweigen . . .

Die Herrnhuter: «Böcke», «rädige Schafe» und «Teufelsagenten»

Streit aber auch unter den Vätern und Brüdern der Synode. Vizedekan Pernisch von Samedan – ein Name, der uns jetzt noch öfter begegnen wird – sprach von den Herrnhutern schlichtweg als einer «Eiterbeule».⁶⁶

Antistes Leonhard in Davos nannte Zinzendorf einen «Antichrist», warnte vor «Pest und Krebs» der Herrnhuter und zitierte den Kirchenvater Hieronymus: «Das faule Fleisch muss ausgeschnitten und das rädige Schaaf vom Schaafstalle abgesondert werden, damit der Brand nicht in das ganze Haus und in die ganze Herde komme und alles verderbe.»⁶⁷ Den Gipfel solch rüden Tons erklimmte ein Unbekannter, der unter dem Pseudonym «Athanasius Biglioni» sein Gift in Broschüren verspritzte. Satan sei «des Zinzendorfs bester und liebster Freund» gewesen, die Herrnhuter entsprechend «des Teufels Faktoren und Agenten». Die Sendboten waren ihm «Böcke» und er empfahl den Hausvätern dringend, bei deren Erscheinen «ihre Weiber und Töchter, die sie für Geiss ansehen, gleich ein[zuschliessen und gute Wacht [zu] halten vor ihren Häusern.» Diesen Sendboten wünscht der wackere Mann die «Straf[e] des Galgens», und den herrnhutisch gesinnten Dekan Zanuck in Seewis nennt er einen «bösen Mann», dem man «den Kopf herunterschlagen» sollte.⁶⁸ Gerne hätte ich auch einige entsprechende Kostproben von der anderen, der Herrnhuterseite serviert. Es gereicht jedoch dieser Seite zur Ehre, dass sie sich weder in Briefen noch Druckschriften auf das Niveau dieser Kraftausdrücke und Gemeinheiten begeben hat.

Nun, verlassen wir diese eher unappetitlichen Polemiken. Die

Frage ist, wie es überhaupt zu solch heftigen Reaktionen, ja sogar zu einem regelrechten Frontenkrieg in einzelnen Gemeinden und dann vor allem zu diesem Dauerbrenner von fast drei Jahrzehnten auf der Synode kommen konnte. Paul Wernle hat wohl recht, wenn er sagt: Das Herrnhutertum «war keine Kampftheologie, aber sie führte doch allenthalben zu heftigen Kämpfen, einfach durch ihr Dasein . . . Nirgends wurde mit solcher Leidenschaft gekämpft wie in Graubünden, weil nirgends das Herrnhutertum sich so tief einnisten konnte.» Das Phänomen als solches ist schwer genug zu fassen; man verstehe meine Überlegungen als einen *Versuch*, einige *Aspekte* zusammenzutragen, die hierbei wohl eine wichtige Rolle spielten.

Gründe für die Heftigkeit des «Herrnhuterstreites»

1. *Die Spätorthodoxie hatte den lebendigen Anschluss an die Hauptstücke reformatorischer Lehre zu weiten Teilen verloren.* Als Indiz dafür mag gelten, dass die Bekenntnisschriften (Confessio Rhaetica, 1552; Confessio Helvetica posterior, 1562) zwar de iure in Ehren und für verbindlich gehalten wurden, sich de facto jedoch kaum in einem Bündner Pfarrhaus befanden. Der Beschluss für einen Neudruck (1726) geriet ganz einfach in Vergessenheit. Der Sinn für das Elementare des evangelischen Glaubens war gewichen. «Das Alt-Evangelische war wie verschollen» (P. Wernle)⁶⁹, und als es in Gestalt der theologia crucis, der Blut-und-Wunden-Theologie eines Zinzendorf wieder auftauchte, meinte man davor warnen zu müssen. Auf ähnlicher Linie liegt eine Bemerkung Karl Barths, wonach jene Blut-und-Wundentheologie «so etwas wie die Arche Noah» gewesen sei, «in der damals die Lehre von der Rechtfertigung allein im Glauben durch die Sündflut des frommen und des vernünftigen Pelagianismus hindurchgerettet worden ist.»⁷⁰ Wir können hier hinzusetzen: Besonders in Graubünden schaukelte diese Arche Noah beträchtlich auf den Wellen dieser «Sündflut» . . .

2. *Die Christozentrik der Brüder-Unität wurde als gefährliche Verkürzung des biblischen Gesamtzeugnisses angesehen.* 1775 stellte Pfr. Paulus Kind von Chur in einem Memorial die nach seiner Auffassung charakteristischen Lehrunterschiede von Orthodoxen und Herrnhutern zusammen: «Jene eignen das Schöpfungswerk allen drei [göttlichen] Personen zu, diese allein dem Sohn. Jene verkündigen den ganzen Rat Gottes und alle göttlichen Wahrheiten, diesen sey es leid, wenn sie von etwas anderem als vom Kreuz Christi predigen sollen. Jene schärfen alle Pflichten ein, diese nur den Glauben. Jene predigen Christum in beiden Ständen [Erniedrigung und Erhöhung] und wollen ihn ganz haben, diese nur in seiner Erniedrigung.»⁷¹ Das war zwar eine unhaltbare Vereinfachung, zeigt jedoch, wie die Herrnhuter von anderen verstanden wurden.

3. *Die Brüder-Unität trat genau an der Reibefläche zweier Epochen auf: zwischen der Spätorthodoxie und der sich Bahn brechenden Aufklärung.* Das Regiment des Verstandes warfen die Herrnhutern beiden Seiten vor: den Orthodoxen, weil sie das Evangelium im theologischen System verstandesmässig zu fassen suchten; den Aufklärern, weil sie in einem Akt verstandesmässiger Selbstüberhebung sein wollten wie Gott. Markant für die Herrnhuter in diesem Zwei-Fronten-Konflikt ist, was Zinzendorf 1747 an Daniel Willi in Chur schrieb: Es ist «ein Unterschied . . . , jemanden mit Verstand lieben und jemanden . . . passionirt lieb haben . . . Der Heil[and] hat unseren eigentl[ichen] und wahren Brüdern ein[en] andern caracter gegeben. Wir lieben ihn ohne Verstand, etwas verrückt im Kopfe dabey . . .»⁷²

4. Neben theologische traten vor allem auch *verschiedene psychologische Gründe, die den «Herrnhuterstreit» entfachten*; vermutlich hatten sie (zumindest zeitweise) sogar das grössere Gewicht:

a) Die Diaspora-Arbeiter und andere Sendboten Herrnhuts waren oft *Nicht-Schweizer*, auf jeden Fall Auswärtige, was den Mythos von einer dubiosen ausländischen, planmässig operierenden Sektenkirche nährte.

b) Das traditionelle Gotteshaus am Ort war nicht mehr einzige Stätte der Verkündigung und Erbauung; daneben trat das *Privathaus* – ein Sachverhalt, der bei vielen Argwohn weckte.

c) In der Kirchgemeinde trat neben den Traditionsfaktor «Gottesdienst» die freiere Form der «Versammlung»; ihr haftete der Geschmack eines nicht-öffentlichen Kreises an, auch bei gegenteiligen Beteuerungen.

d) Die Tatsache, dass auch «*Laien*» solche Versammlungen leiteten, erregte Anstoss.

e) Der *Neid über den «Erfolg»* herrnhutisch gesinnter Pfarrer in Predigt und Seelsorge ist als mögliches Motiv in Einzelfällen nicht zu unterschätzen. Es wird berichtet, dass «feindliche Pfarrer» sich untereinander die Herrnhuterschriften «heimlich einander abborgen u. ganze Passagen daraus stehlen, um nicht nur vor uns[eren] Freunden das Ansehen zu haben, dass sie auch das Evangelium zu predigen wissen, sond[ern] auch, sich beym Volck . . . in Credit zu erhalten».⁷³

5. *Das geistliche Leben lag in manchen Gegenden regelrecht darnieder.* Die Wertschätzung des geistlichen Amtes zeigte sich besonders in der Entlohnung der Bündner Pfarrer, die kaum ihre Familien zu ernähren vermochten. Die Folge war der «Bündner Pfarrerstreik» von 1790.⁷⁴ Pointiert gesagt: Die Kirchgemeinde war vielerorts zu einem religiösen Servicebetrieb mit Dumpingpreisen verkommen. Der «Kampf gegen die Herrnhuter» war «an vielen Orten nichts anderes als ein Kampf der Gleichgültigkeit und des trägen Konservatismus gegen lebendige Frömmigkeit . . . Man will in der Religion nicht beunruhigt werden,

darum wehrt man sich gegen alle pietistischen Erweckungen» (P. Wernle).⁷⁵

V. Der Streit in der Synode

Der eigentliche Startschuss für den «Herrnhuterstreit» in der Synode fiel 1758. Im Herbst dieses Jahres geschah es, dass der erwähnte Pfr. Frizzoni nach heftigen Auseinandersetzungen von Bondo vertrieben wurde. Man warf ihm «Sonderlehren» vor und «dass er die Erweckten Brüder und Schwestern» nenne. Auch habe er «einen der Erweckten ermahnt, mit dem blutigen Mann [= leidender Christus] oft unter vier Augen zu reden und sein Hertz vor ihm auszuschütten», was man im einfältigen Bondo als Empfehlung zum Umgang mit dem Teufel elend missverstanden hatte.⁷⁶ Im ganzen Oberengadin entstand ein beträchtlicher Aufruhr, der sich besonders gegen das Erscheinen ausländischer Sendboten richtete. Die evangelische Session des Bundestages musste sich der Sache annehmen, ebenso die Synode von Flims 1759. Die Herrnhuterfreunde erklärten damals auf der Synode zu den erhobenen Vorwürfen dreierlei – und diese drei Punkte werden von nun an immer wieder hervorgehoben: 1. Man sei «weder Paulisch noch Cephisch noch Apollisch [vgl. 1. Kor. 1,12] und folglich in diesem Sinn auch nicht Zinzendorfisch». Was die Confessio Helvetica lehre, das lehrten sie auch; was durch diese als Irrlehre verworfen werde, verwürfen sie auch. – 2. Die Kirchenordnung der Brüdergemeinde hätten sie weder zu verteidigen noch zu verurteilen; vielmehr bekennen sie sich in aller Form zur Verfassung «unserer l[ieben] ref. Rel[igion]»; sie verweisen jedoch auf die im Apostolicum erwähnte sanctorum communio und die darin begründete Freiheit, über die Grenzen der eigenen Territorialkirche hinaus mit anderen Christen zu kommunizieren und alle Geister zu prüfen. – 3. Soweit Privatversammlungen «in honetten Häusern», und zwar «ordentlich und ehrbarlich» zur «Seelenerbauung gehalten» würden, könne man «nicht anders, als sie gut heissen», da Christus selbst gesagt habe (Mt. 18,20): «Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.»⁷⁷

Trotz dieser Beteuerungen und soliden Begründungen setzte die

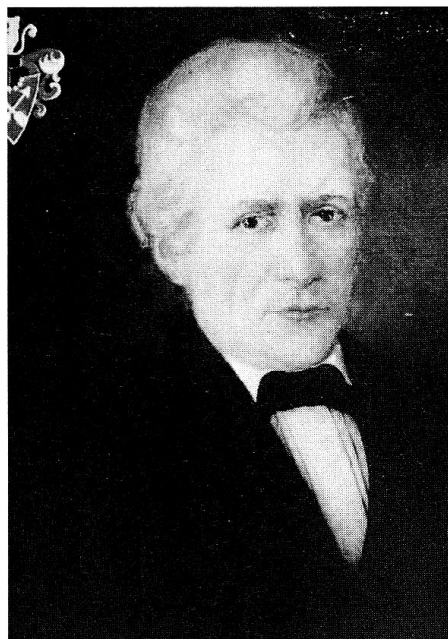


Abb. 8:
Gian Battista Frizzoni/Fritschun (1729–1798), Pfarrer in Bondo und Celerina, Dichter geistlicher Lieder in romanischer Sprache und eine zentrale Gestalt unter den Bündner Herrnhuterfreunden (Ölgemälde).

orthodoxe Mehrheit durch, dass sich jeder Synodale per Handschlag auf dreierlei zu verpflichten habe: 1. Nichts gegen die Hl. Schrift und die Confessio Helvetica zu lehren; 2. alle Korrespondenz mit Zinzendorf und allen Kontakt mit den Diaspora-Arbeitern zu unterlassen; 3. die Erbauungsversammlungen einzustellen. Man kann sich vorstellen, dass die ganze Sache *so* kurzerhand kaum erledigt sein konnte.

War sie auch nicht. Bereits ein Jahr später, 1760 in St. Moritz, gerieten die herrnhutische und die orthodoxe Synodalfraktion heftig aneinander. Überhaupt ist in diesen Jahren erstmals in der Synodalgeschichte so etwas wie eine Fraktionsbildung festzustellen. Die Orthodoxen wollten die Beschlüsse des Vorjahres noch verschärfen, indem sie den ausdrücklichen Ausschluss der herrnhutisch Gesinnten aus der Synode verlangten: Zahlreiche Schmähchriften aus aller Herren Länder wurden aufgetischt, um den Vorwurf der Irrlehre zu bekräftigen. Die Herrnhuterfreunde waren unsicher, ob sie ein gegen dieses Ansinnen aufgesetzte und von 20 Synodalen unterzeichnetes Protest-Memorial einreichen sollten oder nicht. Man wollte den Konflikt nicht unnötig anheizen. Sie «wussten in ihrer Verlegenheit nichts besseres, als sich an den lieben Heiland kindlich zu adressieren und durchs Los um Rath zu fragen, welches dahin fiel, dass das Memorial präsentiert werden soll». Immerhin besaßen beide Seiten am Schluss so viel Weisheit zu erkennen, dass man hier auf dem besten Wege war, eine Kirchenspaltung heraufzubeschwören. Es war – wie so oft in dieser Sache – das Verdienst der weltlichen Assessoren, die Streithähne der Synode wieder auf den Teppich zu bringen. So beschloss die Mehrheit, «dass hiervon nirgends und nichts mehr soll geredet und gehandelt und das Passierte vergessen werden».⁷⁸

Jakob Pernisch, Samedan – Hauptkämpfer gegen die Herrnhuter

Für etwas mehr als zehn Jahre waren damit die Gemüter – wenigstens auf der Synode – halbwegs besänftigt, einmal abgesehen von einzelnen, eher kleinen Auseinandersetzungen. Ein einigermaßen scheidlich-friedliches Nebeneinander beider Richtungen war gewährleistet. Es ist jedoch der zweifelhafte Ruhm besonders *eines* Mannes, der sich den Kampf gegen die Herrnhuter zur Haupt- und Lieblingsbeschäftigung erkoren hatte (man munkelte, aus Rache, weil ein anderer als er Dekan geworden sei) und weder mit Gift und Galle noch mit Tinte, Druckerschwärze und eloquenten Reden sparte, um den Konflikt anzuheizen, wo er zu erlahmen drohte – eben jener *Jakob Pernisch*, Vizedekan und Pfarrer zu Samedan. Am 5. März 1773 tat er das, was man als Pfarrer lieber nicht tun sollte: Als ein junger Spross der ausgesprochen herrnhuterfreundlichen Familie von Planta, Peter von Planta, verstarb, ergriff er die Gelegenheit beim Schopf, zu einem grossen Rundumschlag gegen Zinzendorf und seine sog. «Sekte» auszuho-

len. Das dictum von der «Eiterbeule» war nur eine seiner Geschmacklosigkeiten. Er leerte sein ganzes Füllhorn von kirchengeschichtlichem und dogmatischem Halbwissen, von bereits tausendmal breitgetretenen Gerüchten um Zinzendorf und die Brüder aus, um als Summa zu konstatieren: «dass diese einen völlig anderen Heiland haben und verehren als die Orthodoxen».⁷⁹ Unter den zahlreichen Zuhörern waren auch sieben Amtsbrüder, darunter der gelehrte Kirchenhistoriker Petrus Dominikus Rosius à Porta. Er erklärte später namens der sieben in einer dicken Broschüre ironisch, sie seien wahrhaft überrascht gewesen von dem Bildungsstand Pernischs und hätten nicht anders können, als angesichts solch Theologenmutes bei einer Abdankung «albis dentibus ridebant» (bis aufs Weiss der Zähne zu lächeln). Ein Prüfungsausschuss der Synode stellte (1773) fest, das Machwerk Pernischs habe «nicht nur die Feile, sondern die Rute» verdient.⁸⁰

1774 kamen die Orthodoxen auf ihren früheren Antrag zurück, jeder Synodale und besonders alle zur Aufnahme anstehenden Kandidaten sollten geloben, die Zinzendorfsche Lehre zu verwerfen, mit den Sendboten keinen Umgang zu haben und auch Schriften besagter Herkunft nicht zu lesen. Wieder waren es die weltlichen Assessoren, die diese Scharfmacherei zu verhindern suchten. Schliesslich wurde an die evangelische Session des Bundestages appelliert – also an die Politiker, um in dieser Sache endlich Ruhe zu schaffen: Beide Seiten erhofften für sich den Sieg. Es muss natürlich als ein Armutszeugnis der Synode gelten, dass sie in solch einer elementar theologischen und in Sachen Einheit der rätischen Kirche so wichtigen Frage völlig in eine Sackgasse geriet, nur noch in Form von Memorials und Gegenmemorials verhandeln konnte, um am Ende Dritten die Entscheidung über Gut und Böse zu überlassen. Die Synode hatte sich als für diesen zentralen theologischen Konflikt untauglich gewordene Institution erwiesen. Die Situation war verfahren wie vielleicht niemals zuvor. Und sie sollte noch verfahrenere werden.

Die «Pazifikations-Kommission»

Was machen Politiker, die ein schwieriges Problem zu lösen haben? Sie setzen einen Ausschuss ein. Was macht ein Ausschuss, der ein schwieriges Problem zu lösen hat? Er hört zunächst einmal beide Seiten an. Und wenn er beide Seiten angehört hat, produziert er ein Papier, das möglichst niemandem allzufest auf die Füsse tritt. Das ist kurz gesagt das, was im Winter 1775 in Chur geschah. Der Ausschuss umfasste aus jedem der Drei Bünde zwei weltliche Vertreter. Als theologische Kontrahenten wurden von Seiten der Herrnhuterfreunde aufgeboten Dekan Caprez von Ilanz, Dekan Zanuck von Seewis und Pfr. Jakob Valentin von Jenins; auf Seiten der Orthodoxen Pfr. Anosi von Thusis, Antistes Leonhard von Davos und natürlich Pernisch. Fünf

Parere.

1. Das ist jndes ostbzriten in funden Luchten d
 zugae und aeftmuthall in isam zbritt zu
 godtathen odne zu wasbrittan, im aeftnubne d
 aeftnubne dwe jaezge, dunnim fri sollge godtathen
 zu wolle: obne maech töffig, unmagorleif und
 dinnfasleif srij, und in vordnege, fall die br
 zürige wochnung zu dinsten: Das obne neu au
 ständigne und maech töffig, unmagorleif mit dinn d
 nfele ge Luchten und dinsten, unmagorleif dwe dinn
 dinsten dwe dinsten und aeftmuthall

Abb. 9:
 Das «Parere» soll-
 te Frieden stiften
 im Bündner
 «Herrnhuterstreit»
 (Beginn des Ein-
 trags im Synodal-
 Protokollbuch von
 1775).

Sitzungen wurden für diese Disputation in Chur abgehalten, unter zahlreichem Aufmarsch von Zuschauern. Vom Niveau der Veranstaltungen dieser Art, wie sie in der Reformationszeit zwischen Protestanten und Katholiken landauf, landab stattfanden, war das Ganze natürlich weit entfernt. Überhaupt erscheint es dem Betrachter des 20. Jahrhunderts keineswegs eine ausgemachte Sache, genau zu sagen, *worum* man eigentlich stritt. Der Vorwurf an die herrnhutisch Gesinnten, sie würden die Ketzerei, die Irrlehre Zinzendorfs verbreiten, wurde letztlich immer nur wiederholt, jedoch kaum recht begründet. Dass Pernisch mit seinen genüsslich ausgebreiteten Zitaten aus der gefühlselig-bizarren Sprachwelt Zinzendorfs immer wieder die Lacher auf seiner Seite hatte, wurde zwar als Erfolg verbucht, brachte aber in der Sache selbst kaum weiter. So hatten die Bündner Herrnhuterfreunde ein relativ leichtes Spiel. Sie erklärten schlichtweg, zur Verteidigung Zinzendorfs und der Brüder-Unität keine Veranlassung zu haben; darüber solle man mit den Brüdern selbst verhandeln: «Wir seyen vor uns da, haben sie was wider uns, so wollen wir uns über alle Punkte gerad und aufrichtig erklären.»⁸¹ Das war geschickt argumentiert und nahm der üblen Polemik von Pernisch und Konsorten den meisten Wind aus den Segeln. Pointiert gesagt: Man liess Pernisch sich an Zinzendorf die Zähne ausbeissen und sah in aller Ruhe zu, ohne sich im Tiefsten getroffen zu fühlen. Aber so ganz konnte man die groben Verzerrungen der Gegner nun doch nicht hinnehmen und reichte schriftlich ein «Freimüthiges Bekenntnis, was wir von der Brüder-Unität halten»⁸² ein. Darin hiess es: «So entfernt wir sind, den Grafen Zinzendorf von

allen Irrthümern frey zu sprechen und alle seine Ausdrücke guth zu heissen, so entfernt sind wir auch anderseits, die Wahrheit, die er geschrieben, zugleich mit den Irrthümern zu verdammen und seine Ausdrücke als Äusserungen und Beweise eines bösen, gottlosen Herzens anzusehen.»

Nun, fünf Sitzungen der Pazifikations-Kommission mussten genug sein. Immerhin waren die Spesen und Taggelder auf über 500 Bündner Gulden angewachsen (das waren mehr als anderthalb durchschnittliche Jahreslöhne eines Bündner Pfarrers). Am Ende stand ein von der Kommission verfasstes «Parere», also eine Verfügung, die den evangelischen Gemeinden als Friedensdokument zur Abstimmung vorgelegt werden sollte. Die darin enthaltenen fünf Punkte besagten kurz gefasst Folgendes:

1. Die letzte Entscheidung, ob Diaspora-Arbeiter am Ort geduldet werden, obliegt jeder einzelnen Ortsobrigkeit.

2. Jeder Synodale darf die Bücher lesen, die er will, jedoch unter Gemeindegliedern nur solche verbreiten, die «als unanstössig und erbaulich bekannt sind».

3. Das Examen der Kandidaten ist auch in Hinblick auf die Feststellung ihrer Rechtgläubigkeit ausreichend; zusätzliche Gelübde sind nicht nötig.

4. Von den Prädikanten ist «der ganze Rat Gottes» vorzutragen (Kritik an Christozentrik der Herrnhuter) und alle Anzüglichkeiten, Verunglimpfungen und Verdächtigungen der theologischen Gegner auf der Kanzel zu unterlassen.

5. Der Fraktionenungeist auf der Synode wird gemassregelt; Mehrheitsentscheidungen sind zu respektieren.

Im Vorfeld der Abstimmungen brach eine wahre Lawine von gedruckten Broschüren und Pamphleten los. Beide Seiten wandten sich an angesehene Personen und Institutionen in der Schweiz und im Ausland, um deren Gutachten hier als Argumente pro und contra ins Feld führen zu können. Titel einer Druckschrift war etwa: «Klagen eines Rhetiers an seine Bundesgenossen über die seit wenig Jahren in seinem Vatterland aufgekommene, nunmehr aber darin stark anwachsende Herrnhutersecte» (1775). Als Druckort ist angegeben: «Wo Staatsklugheit und Heucheley und List / Mit Christi reiner Lehr noch nicht verknüpft ist.» Damit ist wohl Chur gemeint. Dort wütete der Kampf auch am schlimmsten. Bereits Ende 1774 hatten 91 Eltern aus Sorge um die «Erziehung und Unterweisung ihrer Kinder in der wahren und allein seligmachenden Religion» vom Rat der Stadt verlangt, dass alle Geistlichen und Schulherren einen Antiherrnhutereid abzulegen hätten.⁸⁴ Anfang März 1775 waren alle betroffenen Amtsträger im Antistitium versammelt und zur Ablegung eines solchen Eides aufgefordert worden. Der angesehene Prof. Daniel Bilger etwa verweigerte

ihn unter Berufung auf das Synodalgelübde, die Hl. Schrift und die Confessio Helvetica.⁸⁵ Der Katechet Bernhard Terz jedoch erklärte feierlich, er werde «mit Ausschliessung und Verwerfung, ja Verabscheuung aller . . . Zinzendorfschen Irrthümer als ein orthodoxer Theologus, es seye auf der Kanzel oder in der Schule oder bey Examinierung der H[erren] Candidaten mit allem Ernst eifern».⁸⁶ Chur lehnte – wie nicht anders zu erwarten – das Parere als zu large ab, musste sich jedoch der deutlichen Mehrheit der befürwortenden Gemeinden beugen.

Aber statt Frieden zu stiften, wurde das Parere und besonders seine Auslegung (die Herrnhuter waren ja nirgendwo beim Namen genannt!) zum neuen Zankapfel für die Synodalversammlungen der nächsten Jahre.

1775 in Chur: Die orthodoxe Minderheit verlässt unter Anführung Pernischs die Synode und tagt separat in der Schneiderzunft. Grund: Zusätzlich zum Parere wird ein Antiherrnhutereid der Synodalen gefordert, womit man aber nicht durchkommt.

1778 in Sent: Beide Seiten halten in getrennten Lokalen ihre Synodalversammlungen ab. Pernisch und seine Freunde beanspruchen die Kirche für sich allein. Eine Horde von aufgestachelten Bauern aus der Umgebung erscheint, um die Versammlung der Herrnhuterfreunde zu zerstreuen. Die drohenden Raufereien können nur mit Mühe und Not verhindert werden. So kam auch die Bündner Kirchengeschichte zu so etwas wie einer «Räubersynode»

1778 ereignete sich dann der wohl schwerste Schlag gegen die Herrnhuter in Graubünden; es war gleichzeitig der letzte Höhepunkt der Auseinandersetzungen. Die Evangelische Session des Bundestages, also die politische Oberbehörde in Kirchenfragen, verliess ihre vermittelnde und besänftigende Position, vor allem, weil einzelne ihrer Wortführer auf die Seite der Orthodoxie-Sympathisanten abgeschwenkt waren. Sie schlug den Gemeinden einen neuen Kandidateneid vor, der nun die früher umstrittene ausdrückliche Nennung der Herrnhuter einschliessen sollte. Das Gelöbnis sagte, dass man «keiner fremden Sekte, *auch nicht der herrnhutischen zugetan*» sei.⁸⁷ Die Mehrheit der Gemeinden stimmte dem zu, und so war zumindest für die nächste Zeit der Zuzug junger Theologen mit Brüderfreundlicher Gesinnung gestoppt. Damit war ein empfindlicher Punkt getroffen, befanden sich doch zahlreiche Jünglinge im Ausland an Herrnhuterschulen wie Neuwied, Niesky und Barby. Für die ordinierten Pfarrer in ihren Gemeinden änderte sich jedoch kaum etwas. Sechs Jahre dauerte dieser Zustand, und die erhitzten Gemüter kamen wirklich zur Ruhe.

Das Ende des Streites: Ermüdung und «Allotria»

1784 ging der Vorhang dann zum letzten Akt in diesem Drama auf, und zwar ausgerechnet auf der Synode in *Bondo*, also in jenem Dorf, wo mit der Vertreibung Frizzonis die Streitigkeiten 26 Jahre zuvor begonnen hatten. Und es war ein einziger Kandidat, der es fertigbrachte, dem ganzen Spuk der jahrelangen Streiterei ein Ende zu setzen. Es war *Jakob Valentin*, Sohn des gleichnamigen Pfarrers und Herrnhuterfreundes; er hatte in Barby studiert und sich nun aus Gewissensgründen schlichtweg geweigert, den antiherrnhutischen Kandidateneid abzulegen; er trat mit einer entsprechenden Erklärung kurzerhand vom Examen vor der Synode zurück. Der Fall kam vor die Evangelische Session. Die fand, es sei jammerschade um den begabten Kandidaten und man könne den betreffenden Zusatz von der «herrnhutischen Sekte» ja eigentlich auch getrost fortlassen, legte dies den Gemeinden zur Abstimmung vor, deren Mehrheit es – vor allem mit den Stimmen aus dem Prättigau – auch annahm. So war man nun eigentlich nach all den Jahren, nach all dem bedruckten Papier, all der vergossenen Tinte, nach all den erhitzten Diskussionen wiederum genau dort, wo man ursprünglich einmal gewesen war: nämlich bei der Duldung der Herrnhuter in Graubünden.

Nun kehrte endgültig Ruhe ein – freilich eine Ruhe, die nicht in einer Einigung in der Sache begründet lag. Die Beteiligten waren sichtlich ermüdet. Die Generation der Kämpfer aus den ersten Tagen war auf beiden Seiten alt geworden, und die nachwachsende junge Bündner Theologengeneration hatte mehrheitlich weder Lust noch Einsicht in die Notwendigkeit, diesen Streit weiterzuführen. Überhaupt kam jetzt ein ganz neuer, bislang nicht dagewesener Pfarrertyp vermehrt in die Gemeinden. Es war der Typ des Theologen, der sich für allerhand Dinge *neben* der Kanzel zu interessieren wusste, der sein Allotria beim Pflanzenbestimmen, Höhlenerforschen, Tierebeobachten, in der Verbesserung der Landwirtschaft und der Propagierung der Pokkenschutzimpfung, in der Behebung von Mängeln im Schul- und Armenwesen suchte und mit grossem Eifer betrieb. Um das Jahr 1800 wird fast jede Gemeinde den Namen eines Pfarrers aufzuweisen haben, der in irgendeiner Form mit solchem Allotria verbunden ist – oder eben gerade *nicht* «Allotria», wie man damals vom aufklärerischen Geist angehaucht wortreich beteuerte, sondern man wollte ja Gottes Werke und Gottes Gaben erkennen und zum Nutzen des menschlichen Geschlechts tatkräftig erschliessen! Wieviele auch von den einstigen Herrnhuterzöglingen unter den jungen Bündner Prädikanten schwenkten nun mit Begeisterung in dieses neu entstandene Lager ab, zeigten sich zwar lebenslang freundlich gegen die Brüder, hiessen die Diaspora-Arbeiter hochwillkommen in ihrem Pfarrhaus, liessen sie sogar einmal sonntags predigen auf ihrer Kanzel – aber auf die vernach-

lässigten Erbauungsveranstaltungen angesprochen, wurden sie entweder betreten schweigsam oder sie verwiesen — auch das gab es damals schon! — auf die ach so vielen anderweitigen Geschäfte und Verpflichtungen.

In der Tat leisteten zahlreiche Bündner Synodale damals auf manchen Gebieten, Allotria-Gebieten, Pionierarbeit, die kaum zu unterschätzen ist, und von deren Früchten wir heute, ohne es zu wissen, noch zehren. Aber dieser Pioniergeist entfaltete sich nun eben vor allem *neben* der Kanzel! Im Enthusiasmus für aufklärerische Ideale fiel eins unter den Tisch: *Die Frage nach der Erneuerung der Kirche*. Und zwar Erneuerung im reformatorischen Sinne: als Rückbesinnung auf das Elementare des Evangeliums. Der Pietismus hat seit jeher die undankbare Rolle gehabt, an diese Frage penetrant zu rühren, oft genug wohl allzu penetrant. Die fortdauernde Reaktion der Spätorthodoxie wie auch des späteren Liberalismus aber war, ihn für diese Frage *allein* schon auszuschimpfen und zu massregeln. Eins ist gewiss: So einfach wird man *nicht* mit ihm fertig werden. Dazu ist seine kirchliche Kraft nicht nur zu stark; sie ist auch zu kostbar, als dass man sie auf diese Weise verlieren dürfte. Im 18. Jahrhundert wollte man die Herrnhuter und ihre Freunde aus unserer Kirche hinausdrängen. Ein Impuls, der der Erneuerung der Kirche in mancher Hinsicht durchaus hätte fruchtbar sein können, wurde wie ein Erzfeind bekämpft. Schaden genommen hat dabei vielleicht am meisten die Kirche selbst, weil sie ihre Kräfte vergeudet hat in Plänkeleien und verletzten Eitelkeiten, statt sich hinzusetzen und sich zu fragen, ob sie wohl selbst etwas versäumt haben könnte. Die Gelegenheit dazu wurde verpasst.

Kirchengeschichte hat im Rahmen der Theologie die Funktion einer «Hilfswissenschaft»; sie ist Zuträgerin des Lehr- und Lernstoffes für die Gegenwart. Es besteht also kein Grund, auf die Irrungen und Wirrungen von damals in Graubünden so erhaben herabzublicken wie Lots Frau auf Sodom und Gomorrha meinte herabblicken zu dürfen. Wer Kirchengeschichte so betreibt, kann zur «Salzsäule» werden. Die Frage nach der Erneuerung der Kirche stellt sich in unserer Zeit des Umbruchs mit besonderer Dringlichkeit. Es mag dabei tröstlich und lehrreich zugleich sein, zu wissen, dass wir in unserer Zeit nicht die ersten sind, die diese Frage stellen und um ihre sachgemässe Beantwortung — streiten.

Dieser Aufsatz ist die überarbeitete Fassung eines Vortrages, der am 27. Juni 1992 im Rahmen der Pastorkonferenz der Evangelisch-rätischen Synode in der reformierten Kirche zu Donath gehalten wurde. Eine um Abschnitt I gekürzte Fassung erschien in: *Unitas Fratrum. Zeitschrift für Geschichte und Gegenwartsfragen der Brüdergemeine* 33 (1993), S. 5–34 unter gleichem Titel.

Ich danke den Mitarbeiterinnen beim Archiv der Brüder-Unität, Herrnhut (im Folgenden abgekürzt: ABU), für die freundliche Unterstützung bei der Sichtung der dortigen handschriftlichen Quellen.

- 1 ABU, R 19 C Nr. 6b; David Cranz, «Reise-Diarium und Relation von Pündten, im Monat Junio, Julio und Augusto 1757». Der kränkliche Cranz (1723–1777) benützte die Gelegenheit, auf seiner Reise zu einer Trinkkur im Oberengadin einzelne ihm empfohlene Personen, Gemeinden und (inkognito) die Synode in Filisur zu besuchen. Das «Reise-Diarium» wurde teilweise abgedruckt als D. Cranz, *Tagebuch eines Pommerschen Geistlichen auf seiner Reise durch Bünden 1757*, in: *Der helvetische Volksfreund, Chur 1797*, S. 298–302.303–310.311f. und *Extract aus Br. Cranzens Diario von seinem Besuch in Pündten im Monat Junio, Julio und August 1757*, in: Herrnhut. Wochenblatt aus der Brüdergemeine, Jg. 46 (1913), S. 307f., 317f., 325f., 333f., 343f., 349–352, allerdings unter Auslassung der hier zitierten Passage. Die vollständige Edition von Cranzens «Reise-Diarium» durch den Vf. ist in Vorbereitung.
- 2 Das geistliche Gesangbuch «Musicalisches Halleluja» (ab 1728 div. Auflagen) vom Kantor am Zürcher Grossmünster *Johann Caspar Bachofen* (1695–1755) war im 18. Jahrhundert in der Schweiz, besonders in Graubünden beliebt bei Singgesellschaften und zur häuslichen Erbauung.
- 3 «*Lebenslauf Christian Davids von ihm selbst*», in: *Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder. Quellen zur Geschichte der Brüder-Unität von 1722–1760*, hrsg. von H.-Chr. Hahn und H. Reichel, Hamburg 1977, S. 45.
- 4 Vgl. a.a.O., S. 70–75.
- 5 Ebd., S. 75–80.
- 6 «*Brüderlicher Verein . . .*», a.a.O., S. 75.
- 7 Zit. nach A. Knapp, *Geistliche Gedichte des Grafen von Zinzendorf . . . mit einer Lebensskizze*, Stuttgart/Tübingen 1843, S. 358.
- 8 Zit. nach St. Hirzel, *Der Graf und die Brüder. Die Geschichte einer Gemeinschaft*, Stuttgart 1980, S. 301.
- 9 N.L. von Zinzendorf, *Homilien über die Wundenlitanei* (1747), in: ders., *Hauptschriften*, Bd. 3, Hildesheim 1963, S. 120ff.
- 10 Zit. nach F. Gärtner, *Karl Barth und Zinzendorf* (ThEx NF 40), München 1953, S. 26.
- 11 N.L. von Zinzendorf, *Berliner Reden* (1738), in: ders., *Ergänzungsbände zu den Hauptschriften*, Bd. 14, Hildesheim/Zürich/New York 1985, S. 189f.
- 12 Zit. nach E. Bayreuther, *N.L. von Zinzendorf in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*, Stuttgart 1975, S. 102.
- 13 So Zinzendorf im Lied «*Wir wolln uns gerne wagen*» in: *Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz*, 1952, Nr. 322, Str. 3.
- 14 Vgl. ebd., Str. 1 und A. Knapp, a.a.O., S. 217.
- 15 Zit. nach St. Hirzel, a.a.O., S. 322.
- 16 H. Reichel, *Die Anfänge der Herrnhuter Predigerkonferenz*, in: *Unitas Fratrum* 17 (1985), S. 11.
- 17 *Schmalkaldische Artikel* (1537), in: *Die Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche*, Berlin 1930, S. 459.
- 18 N.L. von Zinzendorf, *Zeister Reden*, a.a.O., S. 174.
- 19 Zit. nach W. Bettermann, *Das Werden einer Kirche im 18. Jahrhundert*, in: *Zwischen den Zeiten*, Jg. 11 (1933), S. 520.
- 20 Vgl. J. Zimmerli, *Dekan Luzius Pol. Sein Leben und Wirken*, Schiers 1923.

- 21 N.L. von Zinzendorf, *Berthelsdorfer Reden* (1758), in: *Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder*, S. 419f.
- 22 P. Wernle, *Der schweizerische Pietismus im XVIII. Jahrhundert*, 3 Bde., Tübingen 1923–1925.
- 23 J. Munz, *Die Brüdergemeine in Graubünden*, in: *Der Kirchenfreund*, Jg. 20 (1886), S. 293–300.309–320.329–336.
- 24 J.A. von Sprecher, *Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert*, bearbeitet und neu hrsg. von R. Jenny, Chur 1976³, S. 355–364.637f.
- 25 D. Cranz, «Historischer Bericht, wie die Gemeine u. dies Land miteinander bekannt und was daran gewendet worden», Exkurs im «*Reise-Diarium*» (1757), vgl. oben Anm. 1.
- 26 Ebd.
- 27 Ebd.
- 28 Vgl. P. Wernle, a.a.O., Bd. 1, S. 408. Zu D. Willi vgl. B. Hartmann, *Daniel Willi und die Anfänge des Pietismus in Graubünden*, in: *Aus fünf Jahrhunderten Schweizerischer Kirchengeschichte* (Festschrift für P. Wernle), Basel 1932, S. 178–205.
- 29 ABU, R 19 C No. 2 (53), Bericht von J.Ph. Dörrbaum über seinen Besuch in Mömpelgard (Montbéliard) und verschiedenen Orten der Schweiz (1745). *Extract aus Br. Cranzens Diario*, a.a.O. (Anm. 1), S. 351.
- 30 ABU, R 19 C No. 2 (70c), «Relation von der jezigen Situation der Sache des Heyls in der teutschen und französischen Schweiz am 14ten Juni 1753».
- 32 D. Cranz, «Reisediarium», a.a.O. Dort heisst es über voreilige und übereifrige Imitationsversuche brüderischer Einrichtungen durch Bündner Herrnhuterfreunde weiter: «Ich fürchte, sie möchten einmal Lust kriegen, aus guter Meinung [die] eine und andere schöne Einrichtung der Gemeine als nicht de tempore oder loco zu ihrem und der Seelen Schaden zu imitiren und die Hauptsache, das Hertz, darüber zu vergessen . . .»
- 33 Vgl. zur sog. «Sichtungszeit» *Zinzendorf und die Herrnhuter Brüder*, S. 162ff.
- 34 ABU, R 19 C No. 6a (4a): «Extract aus einigen Briefen von dem l[ieben] H[errn] Pfarrer Wille [sic!] in Chur an die Geschw[ister] Wallis», Briefe vom 6.5. und 4.6.1749 und vom 24.6.1751. Auf die Anrede «Fleischlein» ist er laut seinem Brief vom 20.5.1749 durch einen nächtlichen Traum gekommen und nennt sie einen «niedlichen Titel».
- 35 A.a.O. (4c): «Extract aus Bruder Wille [sic!] seinem letzten Brief vom 19. Juni 1749». «Soll ich dir mein Hertz heraus sagen, so ist mirs so und wird mir je länger je mehr, ich soll zur Gemeine kommen. Wäre ich ledig, so wartete ich auf keinen Rat, sondern ich thäte, wie mir im Herten wäre . . . Widersteht mir aber die Gemeine für immer, wohlan so muss und wills [ich] auch annehmen.» A.a.O. (1), Brief vom 24.6.1751: «Ach dass ich leben könnte auch nach der Hütte [= Leib], wo ihr lebet, und sterben, wo ihr sterbet. Und meine Gebeine zu den euren legen; jetzt kann ich nicht anders, es ist mir so – oder unser Gott muss mirs anderst machen.»
- 36 D. Cranz, «Historischer Bericht . . .» (vgl. oben Anm. 25).
- 37 ABU, R 19 C No. 6a (1), Brief vom 18.5.1745.
- 38 «Relation von der jezigen Situation . . .» (vgl. oben Anm. 31). Erwogen wurde die Entsendung eines Gemeinarbeiters, «um in der Stille einen Aufenthalt von etwa 1/2 oder 1 Jahr in dem Lande zu machen. Wäre dieser Br[uder] von Profession ein Schneider, so hätte er alle Freyheit, in denen guten Häusern auf dem Lande, welche mit uns bekannt sind, zu arbeiten und kriegte dadurch eine erwünschte Gelegenheit, sich in der Stille u. ohne Aufsehen und Gefahr der Seelen anzunehmen, bis uns der Heyland künfftig mehr Bahn und Freyheit verschaffte. Es müsste aber ein robuster Bruder seyn, der die fatiguen [= Strapazen] ertragen könnte.»
- 39 ABU, R 19 C 11 (1), Protokoll der Gemeinarbeiter-Konferenz in Montmirail Sept. 1763: «Es ist schon vor einigen Jahren darauf gedacht worden, im Lande ein Guth zu kauffen, z.E. Haltenstein, das mit einigen Freyheiten versehen wäre, um da mit der Zeit ein Hauss Gottes zu formiren, in der Idee wie Montmirail.»

- 40 Vgl. «Relation von der jezigen Situation . . .»
- 41 Vgl. ABU, R 19 C 19a (56), Bericht Klawe Okt.-Dez. 1778.
- 42 ABU, R 19 C No. 6a (4c), «Extract aus Bruder Wille seinem letzten Brief vom 19. Juni 1749».
- 43 ABU, R 19 C No. 2a IV (120), Brief Sieweckes während seines Aufenthaltes in Chur vom 28.4.1768 an Johannes von Watteville in Zeist/Holland.
- 44 Vgl. deren sog. «Dienerblatt» (tabellarischer Lebenslauf) im ABU und das Diarium 1777/78, R 19 C 19a (53a und 56).
- 45 ABU, R 19 C No. 20b, Bericht von Bruder Hayder 1866.
- 46 Vgl. Fr. Geller, *Hans Heinrich Schulthess (1665–1739) – Aufnahme und Pflege der Mission der Brüdergemeine in Zürich*, Herrnhut 1906, S. 18f., wo die Route zitiert wird aus einem Bericht von Anton Stähli mit dem Titel «Vom Zürcher Plan», ABU, R 19c 10 (4).
- 47 Vgl. H. Finze-Michaelsen, *Johannes Janett (1729–1803) – ein Bündner Prädikant zieht an die Wolga*, in: BM 1992, S. 115–130.
- 48 Vgl. ders., *Drei Bündner Pfarrer an der Wolga*, in: Bündner Kalender 1992, S. 86–92, über von Moos S. 89f.
- 49 Vgl. ders., *Von Graubünden an die Wolga. Pfarrer Johannes Baptista Cattaneo (1745–1831) und seine Zeit*, Chur 1992.
- 50 Vgl. J. Loretz, *Selbstbiographie*, in: Der Brüder-Bote, Jg. 36 (1897), S. 241–253; Jg. 37 (1898), S. 10–24.41–46.67–72.90–96.
- 51 Vgl. ABU, «Dienerblatt».
- 52 Vgl. ABU, «Dienerblatt».
- 53 Vgl. ABU, «Bericht von Sarepta vom Mai bis Ende August 1781», in: Beilagen [zu den Gemein-Nachrichten] 1782, No. I-IV, S. 970ff.
- 54 ABU, «Catalog von Neuwied 1773». Vgl. P. Lorenz, *Johann Baptist von Albertini*, Diss., Chur 1894.
- 55 Vgl. G.-P. Ganzoni, *Monographia da Schlarignia*, Samedan 1982 (rom. Ausgabe) und 1990 (dt. Ausgabe), S. 179ff.
- 56 *Il Coral*, Ediziun revaisa e cumplettada, fatta per incumbenza dal Colloqui d'Engiadina bassa/Val Müstair, Samedan 1977, Nr. 45. 70. 72. 101. 106. 111. 115. 116. 122. 139. 153. 156. 157. 160. 163. 168. 170. 171. 185.
- 57 D. Cranz, «Reise-Diarium . . .»
- 58 Vgl. H. Finze-Michaelsen, *Die Herrnhuter im Prättigau vor 200 Jahren*, Publikation vorgesehen in: Bündner Kalender 1994.
- 59 P. Wernle, Bd. 1, S. 438.
- 60 Vgl. ABU, R 19 C 19a (54), Bericht der Geschwister Klawe April–Juli 1778 über den Vorfall vom 9.6.
- 61 ABU, R 19 C No. 6a (10b): J.B. Frizzoni, «Apologia oder Vertheidigung wider die in nebenstehendem Memorial gemachte Imputation». Das Memorial der Kläger wurde am 16.8. der Landsgemeinde Unterporta/Bergell vorgelegt.
- 62 Vgl. J. Munz, S. 331.
- 63 Vgl. seinen handschriftl. Lebenslauf im Archiv der Brüdersozietät Basel.
- 64 Vgl. ABU, 19c 19b (26), Bericht H.G. Dietrichs Sept.–Nov. 1787; dort schreibt Dietrichs weiter: «Ich für mein Teil konnte ganz beruhiget über diese Anschuldigung sein, weil mich vielmehr das Gegentheil betroffen, dass ich [nämlich] gar nichts zu meiner Reise erhalte.»
- 65 Vgl. ABU, R 19c 19a (10); Diarium Siewicke Juni 1767–März 1769.
- 66 Vgl. *Epistola ad Jacobum Pernisium*, o.O. 1775, S. 5: «ulcus».
- 67 J. Leonhard, *Öffentlich gehaltene Rede . . . wegen denen sogenannten Herrnhutischgesinnten Geistlichen*, o.O. 1775, S. 7.13f.
- 68 A. Biglioni, *Rechtfertigung*, o.O. 1778, S. 5.7.12.15f.; Anhang S. 7.
- 69 P. Wernle, Bd. 3, S. 63f.
- 70 K. Barth, *Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert*, Zollikon/Zürich 1947, S. 113.

- 71 Zit. nach ABU, R 18A No. 23 (41); [J. Valentin,] «Historische Nachricht von denen zwischen denen geistlichen Herren in Bündten entstandenen Streitigkeiten.»
- 72 ABU, R 20c 21c (194), Konzept Zinzendorfs für einen Brief an Daniel Willi vom 30.10.1747.
- 73 D. Cranz, «Reise-Diarium».
- 74 Vgl. H. Finze-Michaelsen, «*Alle wie nur Ein Mann!*» – *Der Bündner «Pfarrerstreik» von 1790*, in: BM 1990, S. 434–453.
- 75 P. Wernle, Bd. 2, S. 555f.
- 76 ABU, R 19C No. 6a (10a): «Kurtze Relation der seith etwas Zeith von den Feinden des Evangelii in Pündten verursachten Ohnruchen und Verfolgungen».
- 77 Zit. nach dem brieflichen Bericht von Martin Loretz, Chur, vom 30.6.1759 an seinen Bruder Johannes.
- 78 ABU, R 19C No. 6a (12b), brieflicher Bericht von [Johannes ?] Loretz, Neuwied, vom 16.10.1760 an Bruder Beyer in Zeist/Holland.
- 79 Vgl. *Epistola ad Jacobum Pernisium*, S. 5.
- 80 P. Wernle, Bd. 3, S. 67.
- 81 «Historische Nachricht . . .» (vgl. oben Anm. 71).
- 82 ABU, R 18a No. 22 (36–38).
- 83 Abgedruckt z.B. bei J. Munz, S. 319f.
- 84 StadtA Chur, RA 1774 67: «. . . auff dass die Familien und Jugend unserer Statt nicht verführt und verderbt werden möge – zu diesem Ende und da sonderheitlich die Zeit zur gewöhnlichen Unterweisung zum heyligen Abendmahl heran naht, sambtlichen Geistlichen und Schulherren unserer Statt vor sich kommen zu lassen und sie durch einen Eyd zu verbinden, dass sie die allein seelig machende, auff den Grund der Heyligen Schrifft gegründete Evangelische Reformierte Religion lehren und die Jugend darauff unterweisen wollen.»
- 85 Vgl. sein Schreiben StadtA Chur, RA, vom 4.3.1775 an den Stadtrat Chur.
- 86 StadtA Chur, RA, Brief vom 6.3.1775 an den Stadtrat Chur.
- 87 Zit. nach P. Wernle, Bd. 3, S. 75.

Holger Finze-Michaelsen, Pfarrer, 7220 Schiers GR

Adresse des Autors

Abb. 1–7 Unitäts-Archiv Herrnhut (Deutschland)
 Abb. 8 G. C. Frizzoni, Celerina
 Abb. 9 H. Finze-Michaelsen

Bildnachweis